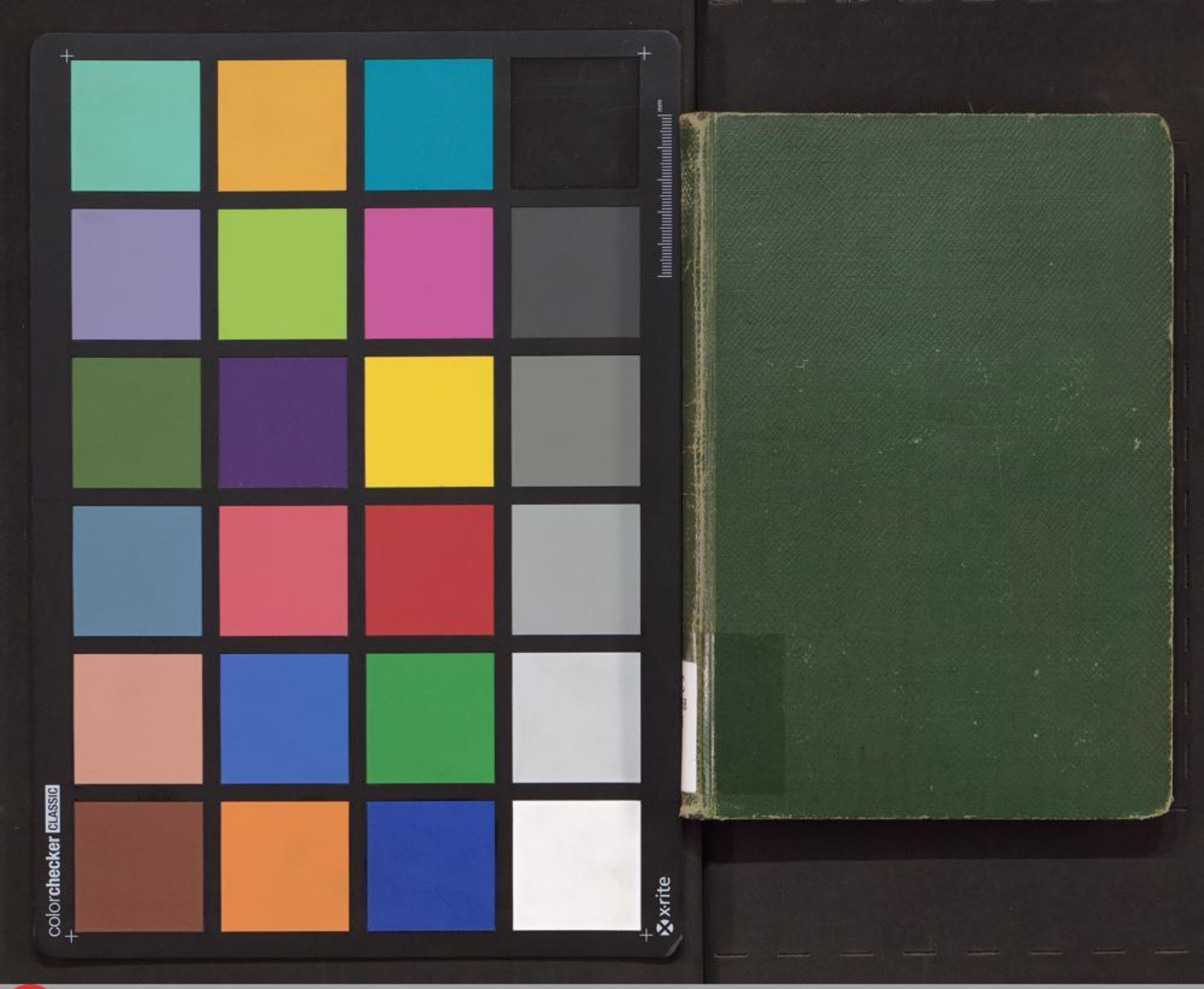
Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

1900/1901

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

2 Ev 5 enthält

Psalter auf Pairs 28. 34
36. 38. 42. 46. 52. 54. 58.
62. 64. 68. 70. 72. und
eine Karte von Palästina.

Fc568

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Kolonialgesellschaft

Verhandlungen der Abteilung Berlin-Charlottenburg

1900/1901

[Bd. 5.]

Berlin 1901
Verlag von Dietrich Reimer.
(Ernst Vohsen.)

Deutsche Kolonialgesellschaft

Verhandlungen
der
Abteilung Berlin-Charlottenburg
1900/1901

Fc 0568-5
~~34F 996~~
STAATSBIBLIOTHEK BREMEN
Fc568

Inhaltsverzeichnis.

1) Ergebnisse der vom deutschen Reich ausgesandten Malaria-Expedition von Geheimrat Dr. R. Koch.
2) Ueber die Nyassa-Länder von Stabsarzt Dr. F. Fülleborn.
3) Sechs Wochen in Marokko von Professor Dr. E. Tavel.
4) Korea von Bruno Knochenhauer, Bergassessor u. Hütteninspektor.

Inhaltsverzeichnis.

1) Ergebnisse der vom deutschen Reich ausgesandten Malaria-Expedition von Geheimrat Dr. R. Koch.

2) Ueber die Nyassa-Länder von Stabsarzt Dr. F. Fülleborn.

3) Sechs Wochen in Marokko von Professor Dr. E. Tonel.

4) Kava von Bruno Knochenhauer, Bergassessor u. Kütteninspektor.

Ergebnisse

der vom

Deutschen Reich ausgesandten

Malaria-Expedition.

Vortrag

von

Geheimrat Prof. Dr. R. Koch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der nachstehende Vortrag von Prof. Dr. R. Koch wurde am 15. November 1900 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten:

Meine Herren!

Vor zwei Jahren hatte ich die Ehre, in der Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Berlin-Charlottenburg, einen Vortrag über Malaria zu halten. Im Anschluss an diesen Vortrag ist von der Gesellschaft, welche stets ein ebenso reges wie dankenswertes Interesse für das Gesundheitswesen unserer Kolonien gezeigt hat, die Anregung zur Entsendung einer Malaria-Expedition ausgegangen. Nachdem die Expedition zu stande gekommen und durchgeführt ist, fühle ich mich deswegen verpflichtet, Ihnen über den Gang derselben und über die Ergebnisse, welche sie geliefert hat, Bericht zu erstatten.

Zunächst möchte ich aber zum besseren Verständnis dessen, was ich Ihnen mitzuteilen habe, einige Bemerkungen über die Malaria im allgemeinen vorausschicken.

Seit der bekannten Entdeckung Laveran's wissen wir, dass die Malaria eine durch Blutparasiten bedingte Krankheit ist. In einem Tröpfchen Blut, welches man aus der Fingerspitze eines malariakranken Menschen entnommen hat, kann man mit Hülfe des Mikroskops die Parasiten leicht nachweisen. Ihre Gestalt ist so charakteristisch, dass das Auffinden eines einzigen Parasiten genügt, um die Krankheit mit Sicherheit zu diagnostizieren. Diese leichte und sichere Diagnose ist, wie wir später sehen werden, für die Bekämpfung der Malaria von grosser Bedeutung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn man von Malaria ohne eine weitere Bezeichnung spricht, so meint man damit nicht eine einzelne Krankheit, sondern eine Gruppe von Krankheiten; es giebt eben mehrere Arten von Malaria. Vor dem Beginne der Expedition war mir in dieser Beziehung folgendes bekannt.

Im gemässigten Klima, also auch bei uns, giebt es zwei Arten von Malaria, die Quartana und die Tertiana. In Südeuropa treten ausser diesen noch andere schwerer verlaufende und gefährlichere Formen der Malaria auf, welche von den italienischen Aerzten als Sommer-Herbstfieber bezeichnet werden und nach den damals darüber vorliegenden Mitteilungen mindestens drei Arten der Malaria umfassen sollten. Noch weiter nach dem Süden zu begegnen wir dann den sogenannten Tropenfiebern. Ueber diese lagen nur unbestimmte Nachrichten vor, welche indessen vermuten liessen, dass es sich dabei ebenfalls um mehrere Arten handelte. In Bezug auf einen bestimmten Teil der Tropen, nämlich Deutsch-Ostafrika, konnte ich Ihnen indessen schon in meinem früheren Vortrage mitteilen, dass ich daselbst ausser Quartana und Tertiana nur eine Art von Malaria angetroffen hatte, welche durch einen tertianen Typus und ringförmige Gestalt der Parasiten gekennzeichnet war. In welchem Verhältnis diese Malariaform zu den Fiebern in anderen Tropenländern und zu den italienischen Sommer-Herbstfiebern steht, konnte ich damals noch nicht angeben.

Die Malariaparasiten können sich im Blute des Menschen sehr lange erhalten. Sie verschwinden zwar zeitweilig aus dem Fingerblute, nämlich dann, wenn die einzelnen Anfälle der Krankheit schwächer geworden sind und schliesslich aufgehört haben; aber sie zeigen sich nach dieser scheinbaren Genesung bald von neuem im kreisenden Blute und damit erscheinen dann auch die Malariaanfälle von neuem, es tritt ein Rezidiv der Krankheit ein. Solche Rezidive kommen nach Wochen, manches Mal erst nach einigen Monaten zum Vorschein; sie können sich durch einige Jahre hinziehen. Erst wenn die Rezidive definitiv ausbleiben, ist der Kranke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als völlig geheilt anzusehen. Man muss bei allen Untersuchungen über Malaria sorgfältig zwischen frischen Fällen und Rezidiven unterscheiden.

Ueber die Art und Weise, wie die Malariaparasiten in das Blut des Menschen kommen, ist man lange Zeit hindurch in Unsicherheit geblieben. In dem früheren Vortrage habe ich mich dahin ausgesprochen, dass die Infektion am wahrscheinlichsten durch den Stich der Mosquitos zu stande kommt. Allerdings konnte ich Ihnen dafür keine direkten Beweise liefern, sondern nur Wahrscheinlichkeitsgründe geltend machen. Man war also im vollen Rechte, wenn man damals noch von einer Mosquito-Theorie sprach.

Das hat sich aber inzwischen wesentlich geändert. Noch während ich damit beschäftigt war, einen Plan für die Malaria-Expedition aufzustellen, kamen zu uns die ersten genaueren Nachrichten über die Entdeckung von Dr. Ross in Britisch-Indien. Derselbe hatte gefunden, dass die Malariaparasiten, wenn sie mit dem gesogenen Blute in den Magen bestimmter Mücken gelangen, hier einen ziemlich komplizierten Entwicklungsgang durchmachen und sich schliesslich in grosser Anzahl in der Giftdrüse der Mücke ansammeln. Wenn eine derartig infizierte Mücke von neuem Blut saugt, dann entleert sie dabei die Giftdrüse und impft dem Gestochenen die Malariaparasiten ein.

Es ist begreiflich, dass eine derartige wichtige Entdeckung vom grössten Einfluss auf den weiteren Gang der Malariaforschung sein musste. Es war durchaus notwendig, über die Ross'schen Angaben volle Gewissheit zu erlangen, und ich beantragte daher die möglichst baldige Entsendung einer Vorexpedition nach Italien, weil man in diesem Lande am sichersten auf die Beschaffung des nötigen Malariamaterials rechnen konnte. Der Antrag wurde genehmigt und ich begab mich bereits zu Anfang des August 1898 in Begleitung der Professoren Pfeiffer und Kossel nach Italien, wo wir uns zwei Monate aufhielten. In Rom beteiligte sich auf Veranlassung der italienischen Regierung auch Professor Gosio an unseren Arbeiten.

Es gelang uns sehr bald, die Experimente von Ross zu wiederholen und uns von der Richtigkeit derselben in jeder Beziehung zu überzeugen. Damit war für uns jeder Zweifel darüber geschwunden, dass gewisse Mückenarten im stande sind, die Malariaparasiten von einem Menschen auf den anderen zu übertragen; allerdings nicht in der Weise, wie noch öfters irrtümlich angenommen wird, dass diese Uebertragung unmittelbar durch das am Stechrüssel der Mücke haftende Blut geschieht, sondern so, dass die Parasiten mehrere Tage lang im Körper der Mücke einen bestimmten Entwicklungsgang durchmachen müssen und dann erst reif zur Verimpfung sind.

Die sogenannte Mosquitotheorie hatte somit, wenigstens für uns, aufgehört eine Theorie zu sein, sie war zu einer wissenschaftlich wohlbegründeten Thatsache geworden.

Auch über eine andere für die Malariaforschung wichtige Frage konnten wir bei dieser Gelegenheit Gewissheit erlangen, nämlich über die Zahl der verschiedenen Arten der Malaria und ihren Beziehungen zu einander.

Es stellte sich bei der genauen Untersuchung einer hinreichend grossen Anzahl von Malariafällen heraus, dass die sogenannten Sommer-Herbstfieber, welche, wie bereits erwähnt wurde, mehreren Arten der Malaria anzugehören schienen, nur eine einzige Art bilden und dass diese Art mit dem Tropenfieber, welches ich in Ostafrika kennen gelernt hatte, identisch ist.

Ich will gleich hier bemerken, dass ich inzwischen aus vielen Tropengegenden stammende Blutpräparate und Krankengeschichten erhalten und auch auf der späteren Expedition nach Java und Neu-Guinea dieser Frage besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, dabei aber immer nur dieser einen bestimmten, von mir als Tropenfieber bezeichneten Malariaart ausser den beiden längst bekannten Formen der Quartana und Tertiana begegnet bin. Ich bin dadurch zu der Ueberzeugung gelangt, dass es nur diese drei Arten von Malaria giebt, und befinde mich in dieser Beziehung in Uebereinstim-

mung mit den amerikanischen Malariaforschern, welche ebenfalls nur diese drei Malariaarten annehmen.

In mehr als einer Richtung wurde unsere Aufgabe durch die scharfe Abgrenzung der Malariaarten vereinfacht.

Nachdem wir uns im Winter von 1898 zu 1899 noch weiter mit dem Studium der Beziehungen der Stechmücken zur Malaria beschäftigt hatten, erfolgte dann im Frühjahr 1899 die Hauptexpedition, welche zunächst wieder nach Italien ging und zwar aus folgendem Grunde.

In Italien beschränkt sich die eigentliche Malariazeit auf den Sommer und Herbt und zwar beginnt dieselbe ganz plötzlich gegen Ende Juni oder Anfang Juli. Es liess sich erwarten, dass sich bei einer aufmerksamen Beobachtung des Ausbruches der Krankheit und des weiteren Verlaufes derselben Thatsachen ergeben würden, welche für die Malariaforschung von Wichtigkeit sein konnten.

Diesmal begleiteten mich nach Italien Professor Frosch und Stabsarzt Ollwig, auch hatten wir uns wieder der Mitarbeit Professor Gosio's zu erfreuen.

Um eine bessere Uebersicht über die Malariaverhältnisse zu gewinnen, welche in einem grossen Orte sehr kompliziert sein können, wählte ich einen kleineren Ort als Arbeitsstätte und zwar auf den Rat von Professor Gosio die Stadt Grosseto. Dieselbe liegt in den toskanischen Maremmen, ist von Feldern und Wiesen umgeben, welch letztere zum grossen Teil sumpfig sind und in nordwestlicher Richtung von der Stadt in ausgedehnte, mit Schilf bewachsene Sümpfe übergehen. Grosseto ist von jeher als Malariaherd bekannt. Die Stadt hat ein ziemlich grosses und gut eingerichtetes Hospital, dessen Benutzung uns in zuvorkommender Weise gestattet wurde. Wir konnten unsere mikroskopischen Arbeiten daselbst vornehmen und sämtliche Malariakranke nicht nur untersuchen, sondern auch behandeln.

Als wir gegen Ende April in Grosseto eintrafen, herrschte noch eine ziemlich kühle Witterung. Im Hospital trafen wir nur wenige Malariafälle an und es bestanden diese Fälle aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schliesslich aus Rezidiven, deren Krankheit im Sommer des verhergehenden Jahres begonnen hatte. Die Witterung wurde im Laufe des Mai und Juni allmählich wärmer, schliesslich sogar heiss, aber immer wollten sich noch keine frischen Malariafälle zeigen. Bis zum 23. Juni waren 60 Rezidive ins Hospital geliefert. Dann aber kam mit einem Male der kritische Moment. Am 23. Juni erhielten wir zwei frische Fälle, am folgenden Tage ebensoviel und dann täglich in zunehmender Zahl, so dass in kurzer Zeit die für Malariakranke bestimmten Räume des Hospitals gefüllt waren. Dieses plötzliche Einsetzen und rasche Anschwellen der Endemie hatte etwas Aufregendes, es erinnerte ganz an den Ausbruch einer mächtigen Volksseuche.

Unter unseren Kranken befanden sich recht viele schwere Fälle. Sie wurden nach den Grundsätzen, welche ich Ihnen in meinem früheren Vortrage auseinandergesetzt habe, behandelt und wir hatten die Freude, von 330 Kranken auch nicht einen zu verlieren. Allerdings kam uns dabei sehr zu statten, dass die Kranken frühzeitig in die Pflege des Hospitals und in die ärztliche Behandlung kamen. Aber Sie sehen daraus, dass die Malaria, wenn sie nur rechtzeitig und richtig behandelt wird, keine so gefährliche Krankheit ist.

Die weitere Entwicklung der Endemie konnten wir nur bis zum 8. August verfolgen, weil wir dann die Weiterreise nach Batavia antreten mussten, um den Beginn der Regenzeit und damit auch denjenigen der Fieberzeit zu treffen. Professor Gosio hat aber die Endemie mit unermüdlichem Eifer bis zu ihrem Ende beobachtet. Der Verlauf derselben gestaltete sich folgendermassen: Nach dem explosionsartigen Ausbruche erlangte sie schnell ihren Höhepunkt, sie hielt sich während des Juli und des grössten Teils des August auf der Höhe, begann aber gegen Ende August bereits wieder zu sinken, wurde dann im September und Oktober immer schwächer und erreichte ihr Ende gegen Mitte November. Von da ab kamen nur noch vereinzelte Nachzügler bis in den Dezember hinein vor. Die eigentliche Fieberzeit hat in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grosseto und Umgebung also nur eine Dauer von fünf Monaten und sieben Monate ruht die Infektion. Aus diesem eigentümlichen Verhalten der Endemie lassen sich nun einige recht wichtige Schlüsse ziehen.

Wenn wir uns fragen, wo die Malariaparasiten in der fieberfreien Zeit bleiben, so müssen wir darauf antworten, dass sie in den Mücken ihren Sitz nicht haben können; denn die Mücken fliegen in Italien während des ganzen Winters und namentlich im Frühjahre, sie stechen und saugen auch Blut, wovon ich mich an sehr vielen Exemplaren überzeugen konnte, die ich während der fieberfreien Zeit aus Italien erhalten habe. Wenn aber trotz der stechenden Mücken keine Malaria entsteht, dann können diese Mücken keine Malariaparasiten enthalten. Dies stimmt auch mit unseren sonstigen Erfahrungen über das Verhalten der Malariaparasiten in den Mücken überein; die Parasiten können sich in den Mücken nur bei einer ziemlich hohen Luft-Temperatur entwickeln, die erst gegen Ende Juni erreicht wird. Damit erklärt sich dann sofort die von vornherein so merkwürdig erscheinende Thatsache, dass die Mücken im Juni mit einem Male infectiös werden, während die Stiche im Winter und im Frühjahr unschädlich sind. Im Juni stellen sich eben erst diejenigen Bedingungen ein, welche das Reifen der Malariaparasiten in der Mücke ermöglichen.

Wir müssen uns also nach einem anderen Träger der Parasiten während der fieberfreien Zeit umsehen. Und da brauchen wir auch nicht lange zu suchen. Wir wissen ja, dass während dieser ganzen Zeit Malaria-Rezidive beim Menschen vorkommen, das heisst so viel, dass es beständig Menschen giebt, welche in ihrem Blute die Malariaparasiten beherbergen. Also muss wohl der Mensch derjenige sein, welcher seinen ärgsten Feinden über die für ihre Fortpflanzung ungünstige Zeit hinweghilft.

Allerdings müssen wir bei dieser Annahme eine Voraussetzung machen; nämlich die, dass nicht etwa neben dem Menschen andere Lebewesen, z. B. Säugetiere, den Malaria-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

parasiten als Wirte dienen können. Ich glaube nun aber mit Bestimmtheit angeben zu können, dass dies nicht der Fall ist. Ich habe jede Gelegenheit, die sich mir bis jetzt geboten hat, benutzt, um in Malariagegenden alle möglichen Tiere auf Malariaparasiten zu untersuchen und ich habe auch vielfach versucht, die Malaria auf Tiere zu übertragen, was beim Menschen bekanntlich ohne Schwierigkeit gelingt. Es ist mir aber niemals gelungen, auch selbst bei menschenähnlichen Affen nicht, Tiere malariakrank zu machen und ebensowenig habe ich bei irgend einem Tiere die menschlichen Malariaparasiten auffinden können. Es giebt allerdings ziemlich viele Tierarten, welche gelegentlich Blutparasiten haben. Derartige Parasiten können auch den menschlichen Malariaparasiten mehr oder weniger ähnlich sein, so z. B. bei Affen und Fledermäusen. Aber sie sind doch immer von den menschlichen Parasiten sicher zu unterscheiden.

Unter diesen Umständen bleibt der Mensch also der einzige Träger der Malariaparasiten während der fieberfreien Zeit. Hat man aber diese Ueberzeugung erst einmal gewonnen, dann liegt der Gedanke sehr nahe, die Brücke, welche den Parasiten den Uebergang von einer Fieberzeit zur nächsten ermöglicht, dadurch zu beseitigen, dass man alle Rezidive während der fieberfreien Zeit zur Heilung bringt, oder noch besser in dem man schon während der Fieberzeit alle Fälle von Malaria so behandelt, dass überhaupt keine Rezidive entstehen. Auf diese Weise müsste es doch gelingen die Parasiten auszutilgen und es dahin zu bringen, dass in dem darauf folgenden Sommer, wenn die zur Entwicklung der Parasiten in den Mücken erforderliche Temperatur eintritt, die Mücken keine Parasiten mehr vorfinden, mit welchen sie die Menschen infizieren können.

Obwohl die Sache in dieser Form so einfach und selbstverständlich ist, dass ein Widerspruch dagegen eigentlich gar nicht möglich zu sein scheint, so müssen wir doch ein Bedenken dagegen geltend machen. Wir nahmen nämlich an,

2 E v 5

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass wenn die uns von selbst zugehenden Fälle von frischer und rezidivierender Malaria geheilt werden, auch damit die Malariaparasiten beseitigt sind, und setzen dabei voraus, dass die mit unzweifelhafter und ärztliche Hülfe erfordernder Malaria Behafteten die einzigen sind, welche Malariaparasiten in ihrem Blute haben. Diese Voraussetzung ist aber, wie wir später sehen werden, nicht richtig und wir würden, wenn wir uns darauf beschränken wollten, nur die heut zu Tage als malariakrank geltenden Menschen von ihren Parasiten zu befreien, doch nur einen Bruchteil der Parasiten aus der Welt schaffen und den Mücken immer noch hinreichend grosses Infektionsmaterial lassen, um die Menschen wie bisher weiter zu infizieren. In unserem Rüstzeug zur Bekämpfung der Malaria befindet sich hier noch eine ganz erhebliche Lücke, welche ausgefüllt werden muss, wenn wir auf Erfolg rechnen wollen.

Wenn wir uns aber in unserem Bestreben, der Malaria Herr zu werden, in dieser Richtung bewegen, dann liegt es auf der Hand, dass die Mücken dabei nicht mehr in Frage kommen; denn wir richten ja unsere Waffen nicht gegen die Parasiten, welche in den Mücken ihren Sitz haben oder gegen die Mücken selbst, sondern einzig und allein gegen die im Menschen lebenden Parasiten. Damit verlieren die Mücken aber auch alles praktische Interesse; es muss uns bei unserer Auffassung ganz gleich sein, wie viele Arten und welche Arten von Mücken bei der Uebertragung der Parasiten beteiligt sind. Diese Fragen haben nur noch ein theoretisches Interesse. Gleichwohl habe ich auch den Mücken und ihren Beziehungen zur Malaria während der ganzen Expedition die grösste Aufmerksamkeit gewidmet und ein sehr umfangreiches, darauf bezügliches Material gesammelt. Es würde aber zu weit führen, wenn ich hier auf dasselbe eingehen wollte. Nur so viel möchte ich bemerken, dass ich niemals auf Widersprüche gegen die von uns angenommenen ätiologischen Beziehungen der Mücken zur Malaria gestossen bin. Ich habe mich auch davon überzeugen können, dass eine bestimmte Mücken-

gruppe, die Anopheles-Mücken, vorzugsweise als diejenige anzusehen ist, welche die Malariaparasiten überträgt. Aber für die einzigen Vermittler der Infektion, wie die italienischen und englischen Forscher es wollen, kann ich sie nicht ansehen. Ich halte es vielmehr für sehr wahrscheinlich, dass auch einige Culex-Arten dieselbe Rolle spielen können.

Soweit waren wir in Italien mit unseren Malariaforschungen gelangt, als ich die Weiterreise, nur noch vom Stabsarzt Dr. Ollwig begleitet, antreten musste. Wir kamen im September nach Batavia und blieben drei Monate auf Java. Von da aus gingen wir nach Neu-Guinea, wo wir uns von Ende 1899 bis zum 8. August 1900 aufhielten. Es bot sich uns damit die Gelegenheit, zwei hochinteressante Kolonien in den Tropen unmittelbar nacheinander etwas eingehender kennen zu lernen und die Verhältnisse derselben miteinander zu vergleichen.

Auf der einen Seite Java, ein alter Kolonialbesitz, welcher schon seit einigen hundert Jahren unter europäischem Einfluss steht, und auf der anderen Neu-Guinea in der ganzen Frische eines noch fast unberührten Landes.

Java hat einen ungemein fruchtbaren Boden und ein für die Kultur von wertvollen tropischen Nutzpflanzen sehr günstiges Klima. Es ist dicht bevölkert, überall trifft man Städte und Dörfer. Von den Eingeborenen wird der Reisbau mit einem staunenswerten Fleiss und Geschick betrieben und offenbar bildet der Reis die Grundlage für die Ernährung und Erhaltung der zahlreichen Bewohner. Jedes Fleckchen Land, welches sich bewässern lässt, ist für Reiskultur hergerichtet. Daneben finden sich vielfach die von Europäern angelegten Plantagen für Tabak, Zucker, Indigo, Kaffee, Thee, Kakao, Cinchona. Die Insel ist in ihrer ganzen Länge von einer mit Nebenlinien versehenen Eisenbahn durchzogen und vortreffliche Landstrassen vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften. Der Urwald ist zurückgedrängt in die unzugänglichen Gebirge und auf die Gipfel der hohen Vulkanberge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neu-Guinea besitzt nahezu dasselbe Klima wie Java, hat auch einen sehr fruchtbaren Boden, aber nur eine sehr dünne, fast nur auf die Küsten und die kleineren Inseln beschränkte Bevölkerung; Reisbau kennt man nicht, Verkehrsstrassen und Plantagen befinden sich in den allerersten winzigen Anfängen. Das ganze Land, bis auf die kleinsten Inseln ist von einem mächtigen, undurchdringlichen Urwald bedeckt, von solcher üppigen Pracht, wie ich es in keinem anderen Tropenlande, selbst auf dem vielgerühmten Ceylon nicht gesehen habe.

Aber ebenso, wie Neu-Guinea jetzt, hat unzweifelhaft Java vor langer Zeit ausgesehen. Es hat auch eine Zeit gehabt, wo es sehr schwach bevölkert und vom Urwald in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt war. Erst mit der Einwanderung der Hindus, welche den Reisbau eingeführt haben, ist es anders geworden.

Da die Grundlagen für das Gedeihen einer Tropenkolonie günstiges Klima und guter Boden sind, so muss Neu-Guinea, welches diese Grundlagen in demselben Masse wie Java besitzt, sich auch zu gleicher Blüte entwickeln können. Aber dies wird nur sehr langsam und unter den grössten Opfern an Leben und Gesundheit der Kolonisten geschehen, wenn wir nicht das schwerste Hindernis, welches der Entwicklung unserer Kolonie entgegen steht, nämlich die Malaria beseitigen. Wie ein Gifthauch legt sich die Malaria über das schöne üppige Land. Alle Europäer, die nach Neu-Guinea kommen, erkranken mit sehr wenigen Ausnahmen schon nach wenigen Wochen an Malaria. Manchen hat die Krankheit schon dahingerafft, nur einzelne halten es für längere Zeit aus, die übrigen müssen nach einem oder zwei Jahren das Land wieder verlassen. Ebenso geht es mit den fremden Arbeitern, Chinesen und Malayen, welche wegen Arbeitermangel nach Neu-Guinea geführt werden. Die Malayen, die einzigen, welche mit Familie nach Neu-Guinea kommen, verlieren dort ihre Kinder und wollen sich wesentlich aus diesem Grunde nicht mehr anwerben lassen. Auch die Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen leiden schwer unter der Malaria und auf eine Zunahme der Bevölkerung ist nicht zu rechnen, so lange die Malaria ihr verheerendes Wesen treibt.

Aber wie sollen wir dieses Uebel wegschaffen? Ehe ich an die Beantwortung dieser Frage gehe, muss ich Ihnen über eine Entdeckung berichten, welche es uns ermöglicht, die früher erwähnte Lücke in unserem Rüstzeug gegen die Malaria auszufüllen.

Als ich auf Java daran ging, grössere Bevölkerungsgruppen und ganze Ortschaften zu untersuchen, um zu sehen, wie sich die Malaria in denselben verhält, fand ich zu meiner grossen Ueberraschung, dass die Malaria in echten Malariagegenden hauptsächlich unter den Kindern haust; wo sie ganz ungestört waltet, wird sie geradezu zu einer Kinderkrankheit.

Dass die Malaria auch Kinder befallen kann, wusste man schon längst, aber dass sie dieselben in einem solchen Umfange, unter Umständen sogar ausschliesslich ergreift, das war bisher gänzlich unbekannt.

Am besten lassen sich diese Verhältnisse in den Küstendörfern von Kaiser Wilhelms-Land studieren. Die Bevölkerung derselben lebt so abgeschlossen von der übrigen Welt, selbst von den Nachbar-Ortschaften, die nur wenige Meilen entfernt sind, dass im Laufe der Zeit fast jeder Ort eine eigene Sprache angenommen hat und dass sich zum Beispiel die Bewohner der einzelnen Dörfer an der Astrolabe-Bai nicht untereinander verständigen können. In solchen Ortschaften, wo niemand zuzieht und niemand wegzieht, kann die Malaria ungestört schalten und walten. Wenn hier jemand an Malaria erkrankt, dann kann man mit Sicherheit annehmen, dass er seine Krankheit im Orte selbst empfangen und nicht etwa von auswärts hereingeschleppt hat.

Derartige Dörfer habe ich mehrfach untersucht und folgendes gefunden. Die Kinder unter zwei Jahren hatten sämtlich oder zum allergrössten Teile Malariaparasiten in ihrem Blute. Auch im letzteren Falle, wenn z. B. bei 80 % Kindern Malariaparasiten gefunden werden, muss man an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen, dass sie ausnahmslos an Malaria leiden, weil man bei einer einmaligen Blutuntersuchung nicht gerade alle Kinder in dem Zeitpunkt trifft, wo sich die Parasiten in dem Fingerblute vorfinden. In der Regel werden unter den untersuchten Kindern einige sein, welche sich zwischen zwei Rezidiven befinden und vorübergehend keine Parasiten im Fingerblute haben. Findet man 100 % mit Parasiten behaftet, dann ist dies eben ein für den Untersucher glücklicher Zufall.

Kinder im Alter zwischen zwei und drei Jahren liefern schon eine etwas geringere Zahl von positiven Malariafunden.

Im Alter von drei bis vier Jahren nimmt die Zahl schon erheblich ab. Noch mehr bis zum fünften Jahre. Von da ab kommen nur noch ganz vereinzelte Fälle vor. Das höchste Alter, bei welchem ich in diesen Küstendörfern noch Malaria getroffen habe, war zehn Jahre. In der Regel hört aber die Malaria unter den Kindern mit dem fünften Jahre auf. Alle über fünf Jahre alten Einwohner dieser Dörfer, mit Ausnahme der erwähnten wenigen Fälle im Alter von sechs bis zehn Jahren, waren vollkommen frei von Malaria. Würde man in einem solchen Dorfe nur die halberwachsenen und die erwachsenen Menschen auf Malariaparasiten untersuchen, dann würde man keine Spur davon finden; ebensowenig würde man etwas von der Krankheit erfahren, wenn man sich darauf verlassen wollte, dass Malariakranke dem Arzte zugeführt werden; denn die Erkrankungen der Kinder werden entweder gar nicht beachtet oder für alles andere, aber nicht für Malaria gehalten.

In diesen Küstendörfern von Neu-Guinea ist die Malaria in der That eine Kinderkrankheit. Genau ebensolche Verhältnisse habe ich aber auch mehrfach auf den Inseln des Bismarck-Archipels und auf den Tami-Inseln gefunden.

Dieses eigentümliche Verhalten der Malaria beweist zunächst, dass die in Malariagegenden Geborenen sämtlich empfänglich sind für Malaria, dass sie vier bis fünf Jahre unter Malaria zu leiden haben, dann aber eine vollständige Unempfänglichkeit, d. i. Immunität, erwerben. Bei vereinzelten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschen tritt die Immunität etwas später ein, bei einigen kann sie auch schon früher erfolgen. Wenn Menschen in Malariagegenden immun geworden sind, dann können sie sich auch in andere Malariaorte begeben, ohne dort an Malaria zu erkranken. So fand ich unter den Plantagen-Arbeitern in Stephansort viele Melanesen, welche während ihres Aufenthaltes auf der Plantage niemals malariakrank gewesen waren. Diese Leute stammten sämtlich von der Küste des Kaiser-Wilhelms-Landes, welche mit Ausnahme einer kurzen Strecke malariaverseucht ist. Nur die von dieser malariafreien Strecke angeworbenen Leute werden in Stephansort malariakrank. Ebenso verhält es sich auch mit den Inseln des Bismarck-Archipels. Diejenigen von ihnen, welche malariaverseucht sind, liefern immune Arbeiter; die malariafreien dagegen malaria-empfängliche. Sehr empfänglich für die Infektion sind auch die Europäer, die Chinesen, sowie die Ambonesen.

Die Blutuntersuchung der Kinder bietet ein ganz vorzügliches Mittel, um sich in kürzester Frist davon zu überzeugen, ob ein Ort endemische Malaria hat. Es gilt dies nicht nur für die streng isolierten Ortschaften und Inseln Neu-Guineas, sondern lässt sich auf jeden bewohnten Ort anwenden. Von den Kindern, insbesondere von den Kindern unter einem Jahre, lässt sich wohl überall annehmen, dass, wenn sie Malariaparasiten haben, sie mit diesen an Ort und Stelle infiziert sind. Nur ausnahmsweise wird es vorkommen, dass so junge Kinder an anderen Orten infiziert wurden. Wenn also ein erheblicher Prozentsatz derselben infiziert befunden wird, dann muss es an dem betreffenden Orte endemische Malaria geben. Für die Bekämpfung der Malaria ist es von grösster Bedeutung, auf solche Weise sich schnell über das Vorhandensein und die Stärke des Feindes orientieren zu können.

Diese Kinderuntersuchungen haben uns aber noch eine weitere wichtige Kenntnis über das Verhalten der Malariaparasiten verschafft. Die Immunität tritt nicht plötzlich ein, sondern sie kommt ganz allmählich zu stande. Beim Ueber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gange vom empfänglichen zum nicht empfänglichen Zustande werden die Krankheitsanfälle nur schwächer und seltener; sie werden schliesslich so unbedeutend, dass sie von dem Kranken kaum noch empfunden, auf jeden Fall nicht mehr beachtet werden. Derselbe scheint gesund zu sein, aber in seinem Blute findet man noch immer die Malariaparasiten, wenn auch oft in sehr geringer Menge. Aber die Parasiten befinden sich gerade bei solchen Kranken, die ich als latente Fälle bezeichnen möchte, häufig in demjenigen Zustande der Reifung, der sie für die Weiterentwicklung in der Mücke fähig macht. Diese latenten Fälle verdienen deswegen, wenn es sich um die Ausrottung der Parasiten handelt, ganz besondere Beachtung, sie sind eine Gefahr für ihre Umgebung.

Ebenso wie die in einer Malariagegend Geborenen verhalten sich selbstverständlich auch die aus einem malariafreien Orte stammenden Eingewanderten; sie müssen, wenn sie dauernd daselbst bleiben wollen, der Malaria ihren Tribut zahlen und, falls sie mit dem Leben davonkommen, mehrere Jahre an immer wiederkehrenden Malaria-Infektionen leiden, bis sie endlich immun geworden sind, oder, wie man sich heute noch fälschlicherweise ausdrückt, bis sie sich akklimatisiert haben. Auch unter diesen finden sich vor dem Eintreten der Immunität die latenten Fälle von Malaria, wovon wir uns bei der Untersuchung der Plantagenarbeiter in Stephansort hinreichend überzeugen konnten.

Ausser diesen drei Kategorien von Malariakranken, nämlich den klinisch leicht erkennbaren Kranken, den Malaria-Kindern und den latenten Fällen, sind mir bei meinen vielfachen Untersuchungen keine weiteren Träger der Malariaparasiten bekannt geworden, und wir können wohl annehmen, dass wir damit über alle Schlupfwinkel und Verstecke unseres Feindes soweit orientiert sind, um den Vernichtungskrieg gegen denselben aufnehmen zu können.

Der Kampf gegen die Malaria wird sich also nunmehr so gestalten, dass wir ausser den sich von selbst bietenden frischen Fällen und Rezidiven unter den Erwachsenen mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Lieseſt du ſie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Eſſen?

Lieseſt du nie mit ungewaſchenen oder feuchten Händen?

Berührſt du die Papierflächen nicht vielfach überflüſſig mit den Händen, hältſt z. B. das Blatt, das du wenden willſt, ſchon lange vorher zwiſchen den Fingern? oder legſt die flachen Hände auf das Buch?

Feuchteſt du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Biſt du dir einer von dieſen übeln Angewohnheiten bewußt, ſo ſtelle ſie ſchleunigſt ab, denn ſorgfältige Leſer hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leſer von deiner Art keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material ſehr geſchont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anſchaffungswerthes zum Erſatz verdorbener Bücher. Für die Leſehalle in Bremen macht das im Jahr Tauſende aus, und je mehr zum Erſatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun fortfährſt, unſere Bücher ſo achtlos zu behandeln, daß ſie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leſer, wird die Folge ſein? Du haſt rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer ſoll die Koſten tragen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

grösster Sorgfalt die Malariafälle unter den Kindern und die latenten Fälle mit Hilfe von systematischen Blutuntersuchungen ermitteln und sämtlich durch eine rationelle Behandlung mit Chinin zur Heilung bringen. Nur auf diesem Wege werden wir alle Malariaparasiten an dem betreffenden Malariaorte vernichten. Im Grunde genommen befolgen wir damit dieselben Grundsätze, welche sich bei der Bekämpfung der Cholera so vortrefflich bewährt haben. Auch in diesem Falle kam es darauf an, so frühzeitig wie möglich die einzelnen Krankheitsfälle zu erkennen und, wenn dies geschehen, sie durch Isolierung und Desinfektion unschädlich zu machen. Bei der Malaria sind wir aber erheblich besser daran, weil wir an Stelle der Isolierung und Desinfektion die Behandlung mit Chinin treten lassen und den Kranken für seine Umgebung dadurch unschädlich machen, dass wir ihn heilen. Um nun aber zu sehen, ob sich dieser Feldzugsplan auch in der Praxis bewähren wird, haben wir einen Versuch zur Austilgung der Malaria in Stephansort gemacht.

Stephansort ist eine Tabaks-Plantage der Neu-Guinea-Kompagnie mit etwas über 700 Personen. Es liegt an der Astrolabe-Bai, hat einen durchlässigen Boden, welcher mit Rücksicht auf den Tabak-Bau sehr gut dräniert ist. Es findet sich nirgendwo Sumpfbildung. Mücken, insbesondere Anopheles, giebt es sehr viele, auch Malaria ist reichlich vorhanden. Alle Europäer und Arbeiter aus immunen Gegenden erkranken in Stephansort in der Regel schon nach den ersten zwei bis drei Wochen. Ganz besonders stark herrscht die Malaria während der Regenzeit, insbesondere zu Beginn und am Schlusse derselben.

Wir kamen nach Stephansort, als die Regenzeit eben begonnen hatte, und gingen sofort an das Werk. Sämtliche Leute wurden untersucht, und es fanden sich 157 Personen, welche Malariaparasiten im Blute hatten. Nur sehr wenige davon befanden sich in Chinin-Behandlung, und es fehlte also nicht an Parasiten, welche zu weiteren Infektionen dienen konnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir nahmen sofort alle mit Parasiten Behafteten in Behandlung und erreichten, dass zwei Monate später bei wiederholten Nachuntersuchungen die Zahl der Parasitenträger nur noch eine sehr geringe war, und zwar handelte es sich nur um Rezidive von Quartana, welche die am wenigsten gefährliche, aber auch die hartnäckigste Form der Malaria ist. Von da ab wurden nur noch wenige Leute mit Chinin behandelt und trotzdem kamen nur noch ganz vereinzelte Fälle von frischer Malaria vor, welche vielleicht von früher infizierten und bis dahin am Leben gebliebenen Mücken herrührten oder, was mir wahrscheinlicher ist, auf das benachbarte Eingeborenendorf Bogadjim, in welchem eine grosse Zahl von Kindern malariakrank ist, bezogen werden müssen.

Die Abnahme der Malaria ist am besten an dem Zugang der malariakranken Chinesen und Javanen im Hospital für Farbige zu erkennen. Dieselbe betrug im Januar 19, Februar 11, März 5, April 2.

Dieser Versuch spielte sich in einer Zeit ab, welche erfahrungsgemäss die für Malaria günstigste ist. Die Tabaksfelder mussten vorbereitet werden, zu welchem Zwecke der Wald gerodet, der Boden umgewühlt, Gräben angelegt wurden; alles Arbeiten, welche in Bezug auf Malaria für besonders gefährlich gelten. Auch die Witterung hätte der Malaria zu statten kommen müssen, da fortwährend kurze Regenperioden mit trockenen Zeiten abwechselten und sich der Uebergang von der Regenzeit zur Trockenzeit lange hinzog. In früheren Jahren hatten sich um diese Zeit die Fälle von Malaria immer sehr gehäuft, im vorhergehenden Jahre hatte sie in schrecklicher Weise unter den Arbeitern gewütet. In diesem Jahre war sie bis auf unbedeutende Reste znm Verschwinden gebracht und sie kam auch bis zu unserer Abreise im August nicht wieder zum Vorschein. Wir müssen unseren Versuch also als vollkommen gelungen ansehen. Er bezieht sich allerdings nur auf eine einzige Plantage und auf nicht mehr als siebenhundert Menschen; aber er beweist doch im Prinzip

das, was er beweisen sollte; vor allem dass die Voraussetzungen, von denen ich bei dem Anstellen des Versuches ausgegangen bin, richtig sind. Wir sind ausschliesslich gegen die im Menschen befindlichen Parasiten vorgegangen und haben uns weder um die Mücken, welche während der ganzen Zeit in unverminderter Zahl vorhanden waren, noch um etwaige Parasiten in anderen Lebewesen gekümmert. Wenn die Malariaparasiten aus dem Boden, aus Sümpfen, durch Vermittlung der Mücken aus Tieren in den Menschen gelangen könnten, dann hätte die Malaria durch unsere Massregel gar nicht beeinflusst werden dürfen, sie hätte um diese Zeit ebenso massenhaft auftreten müssen, wie in früheren Jahren, was aber nicht der Fall gewesen ist.

Unser Versuch beweist aber ferner, dass wir mit unserem Untersuchungsverfahren in der That alle Parasiten aufgefunden und mit unserem Behandlungsverfahren auch wirklich vernichtet haben.

Was hier aber in kleinem Massstabe in Stephansort gelungen ist, das muss sich auch in anderen Orten, es muss sich schliesslich auch in grossem Massstabe durchführen lassen.

Dafür, dass sich das in der That erreichen lässt, kann ich Ihnen ein Beispiel anführen, welches sich unter unseren Augen und in unserer nächsten Umgebung zugetragen hat.

Noch vor 30 Jahren hatte Norddeutschland an vielen Orten, namentlich in Flussniederungen, in den Marschländereien, in Festungen, schwer unter Malaria zu leiden. Die Krankheit hat aber seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag in einer ganz wunderbaren Weise abgenommen, wie am deutlichsten aus der Armee-Statistik zu ersehen ist.

Im Jahre 1869 hatte die Armee 13563 Fälle v. Malaria (54,5 ‰)
„ „ 1879 „ „ „ 8909 „ „ „ (27,2 ‰)
„ „ 1889 „ „ „ 1496 „ „ „ (3,6 ‰)
„ „ 1896 „ „ „ 230 „ „ „ (0,45 ‰)

Die Malaria ist also in dieser Zeit auf weniger als ein Hundertstel zurückgegangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Festung Spandau hatte

1874	3853	Mann	Besatzung	mit	2557 Malariafällen
1885	4804	„	„	„	111 „
1895	5883	„	„	„	1 „

Dieser früher als Malariaherd berüchtigte Ort ist jetzt so gut wie frei von Malaria.

Aber nicht nur in der Militär- sondern auch in der Civilbevölkerung ist die Malaria in gleicher Weise zurückgegangen. Es wäre mir sehr erwünscht gewesen, einen ebensolchen Versuch wie in Stephansort in Norddeutschland auszuführen, um denselben längere Zeit hindurch überwachen zu können, und ich hatte zu diesem Zwecke Professor Frosch veranlasst, nach einem geeigneten Orte zu suchen. Demselben ist es aber nicht gelungen, in Norddeutschland einen wirklichen Malariaherd aufzufinden. Es kommen zwar immer noch einige Fälle von Malaria vor, aber dieselben sind nur verstreut, selbst in den Marschgegenden.

Im allgemeinen nimmt man an, dass dieses starke Zurückgehen der Malaria, welches übrigens auch in unseren Nachbarländern beobachtet wird, durch Flussregulierungen, Trockenlegen von Sümpfen, bessere Wohnungsverhältnisse bedingt ist. Ich will nun nicht bestreiten, dass derartige Massregeln einen Einfluss auf die Malaria haben. Aber sie können hier doch nur von geringer Wirkung gewesen sein. Denn wir haben noch Sümpfe und sumpfige Niederungen genug, um reichlich Malaria entstehen zu lassen. Wir haben aber vor allem überall, wo früher Malaria gewesen ist, die Mücken und insbesondere Anopheles in unverminderter Zahl, zum Beispiel in der Umgebung von Berlin. An den Vermittlern der Infektion fehlt es also trotz Flussregulierungen u. s. w. nicht, aber es fehlt am Infektionsmaterial, d. h. an den Malariaparasiten, welche die Mücken übertragen könnten, und diese sind aus einem ganz anderen Grunde so selten geworden und vielfach ganz verschwunden. Vor 30 Jahren war das Chinin, der ärgste Feind der Malariaparasiten, noch so teuer, dass es der ärmeren Bevölkerung, in welcher die

Malaria ja vorzugsweise haust, so gut wie unzugänglich war. Allmählich ist aber das Chinin billiger geworden, und jetzt findet man es in Malariagegenden in jedem Hause, wo es geradezu wie ein Hausmittel gebraucht wird. Nur diesem Umstande ist es zu verdanken, dass die Malariaparasiten und mit ihnen die Malaria selbst so abgenommen haben.

Dieser Versuch im grossen ist kein beabsichtigter, er ist ganz unbewusst und planlos vor sich gegangen, hat deswegen aber auch eine im Verhältnis zu unserem Versuche in Stephansort so lange Zeit in Anspruch genommen.

Ehe ich dazu übergehe, ihnen auseinanderzusetzen, in welcher Weise wir das von mir in Vorschlag gebrachte Verfahren in unseren Kolonien anwenden sollen, möchte ich noch mit wenigen Worten die in letzter Zeit von anderer Seite ausgegangenen Vorschläge zur Bekämpfung der Malaria berühren.

Dahin gehört zunächst der Vorschlag, diejenigen Mücken, welche bei der Malaria-Infektion eine Rolle spielen, auszurotten. Es soll dies so bewerkstelligt werden, dass die Wassertümpel und Sümpfe, in denen sich die Mückenlarven entwickeln, mit Petroleum übergossen werden, um die Larven zu töten. An einzelnen wenigen Stellen, welche besonders günstig dafür sind, kann dieses Verfahren gewiss nützlich sein, aber in den Tropen, speziell in unseren Kolonien werden wir nichts damit anfangen können. In Stephansort giebt es beispielsweise gar keine Tümpel und Sümpfe, welche man mit Petroleum übergiessen könnte; dagegen bilden Palmen und Bananen an ihren Blattwinkeln, Bambus in den abgehauenen Stämmen, am Boden liegende Fruchtschalen, Blätter u. s. w. unzählige Wasserbehälter, in denen die Mückenlarven sich entwickeln; in anderen Gegenden sind es die Reisfelder, welche den Mücken als Brutstätten dienen, Die Behandlung solcher Brutstätten mit Petroleum ist eine Unmöglichkeit.

Um sich gegen die Mückenstiche zu schützen, sind mancherlei Einreibungen, meistens ätherische Oele, empfohlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe viele von diesen Mitteln geprüft, habe auch einige kennen gelernt, welche die Mücken ziemlich gut abhalten. Leider wirken sie aber nur kurze Zeit und sind deshalb ungeeignet, einen sicheren Schutz zu gewähren. Eine häufige Anwendung von ätherischen Oelen ist ausserdem wegen giftiger Wirkung auf die Nieren nicht unbedenklich.

Zu den Vorkehrungen gegen den Mückenstich gehört auch das allbekannte Moskitonetz. Demjenigen, welcher sein Moskitonetz frei von Löchern hält und es so aufhängt, dass es an allen Seiten schliesst, giebt es einen sicheren Schutz gegen die Mücken, vorausgesetzt, dass er während der Flugzeit der Malaria-Mücken, nämlich von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang das Netz nicht verlässt. Diese Bedingungen werden leider nur selten oder gar nicht streng durchgeführt, wenigstens nicht auf die Dauer, und daher kommt es, dass, obwohl bei den Europäern in den Tropen das Moskitonetz überall im Gebrauch ist, dieselben dennoch so häufig an Malaria erkranken. In Stephansort hat jeder Arbeiter sein Moskitonetz, und die Leute wissen ganz gut damit umzugehen, aber auf die Malaria hat dies keinen Einfluss ausgeübt, aus dem einfachen Grunde, weil die Arbeiter nicht mit Sonnenuntergang schlafen gehen, sondern ihren Vergnügungen nachgehen und sich oft bis tief in die Nacht hinein im Freien bewegen.

Ganz dasselbe, was ich vom Moskitonetz gesagt habe, gilt auch von dem in letzter Zeit von Italien aus mit so grossem Enthusiasmus angepriesenen mückensicheren Hause. Dasselbe ist ja weiter nichts als ein erweitertes Moskitonetz. So lange dasselbe dichtschliessend gehalten wird und die Einwohner nach Sonnenuntergang im Hause bleiben, kann es sehr nützlich sein, und ich würde Niemandem, der sich ein solches Haus anlegen will, davon abraten. Aber im übrigen hat es alle Schwächen des Moskitonetzes. Es wird nicht immer dicht bleiben, und die grösste Schwierigkeit wird sein, die Einwohner während der Flugzeit der Mücken immer im Hause zu halten. Die Leute in diesem Falle Schleier

und Handschuhe tragen zu lassen, wird in einem kühleren Klima vielleicht durchführbar sein, in den Tropen ist es unmöglich.

Nachdem es gelungen ist, Menschen gegen gewisse Krankheiten künstlich immun zu machen, ist man auf den Gedanken gekommen, auch nach einem Immunisierungs-Verfahren gegen Malaria zu suchen. Alle hierauf gerichteten Bestrebungen sind bisher erfolglos gewesen. Es ist auch kaum Aussicht vorhanden, Menschen gegen eine Krankheit, die erst nach sehr vielen Anfällen und im Laufe von mehreren Jahren eine natürliche Immunität erzeugt, künstlich zu immunisieren.

Aber auf eine andere Weise kann man sich einen, wenn auch nur vorübergehenden, Schutz gegen die Malaria-Infektion verschaffen, nämlich durch die prophylaktische Anwendung von Chinin. Diese Art der Prophylaxis ist schon lange bekannt und wird in den Tropen sehr viel angewendet, allerdings meistens in ungenügender Weise. Aber in richtiger Dosis und in nicht zu langen Zeiträumen genommen gewährt das Chinin einen fast sicheren Schutz. Leider wird dieses Mittel in den Dosen, welche ausreichend schützen, in den allermeisten Fällen nicht dauernd ertragen. Es stellt sich ein grosser Widerwille gegen das Mittel ein, es wird sodann nachlässig gebraucht und auch zeitweilig ganz weggelassen. Für die Anwendung im grossen und für längere Zeiträume eignet sich die Chininprophylaxis nicht. Wo es aber darauf ankommt, Menschen für eine nicht zu lange Zeit, z. B. auf Expeditionen, nach Berührung eines malariaverseuchten Hafens, bei kurzem Aufenthalt an einem Malariaorte, zu schützen, da ist die Chininprophylaxis entschieden sehr zu empfehlen.

Alle die soeben besprochenen Verfahren, sofern sie überhaupt etwas gegen die Malaria leisten, sind nur für wenige Menschen und nur vorübergehend von Nutzen. Dieselben können mit dem von mir angegebenen Verfahren, das die Bekämpfung der Malaria im grossen und die Austilgung der Krankheit überhaupt anstrebt, nicht verglichen werden. Ich möchte auf diesen prinzipiellen Unterschied nochmals ausdrück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich hinweisen, da es mir mehrfach begegnet ist, dass selbst Aerzte nicht begriffen hatten, dass die Chininprophylaxis und mein Verfahren zwei ganz verschiedene Dinge sind. Erstere hat den Zweck, den Menschen überhaupt nicht erkranken zu lassen; wenn dies im grossen ausführbar wäre, dann wäre es unbestritten das Ideal der Malariabekämpfung. Da sie aber nach meinen Erfahrungen nur in geringem Umfange anwendbar ist, so gehört sie zu den beschränkten, zu den kleinen Mitteln. Mein Verfahren will dagegen die Malariaparasiten in den bereits erkrankten Menschen ausrotten; es lässt sich auf alle Menschen, welche dadurch zugleich von ihrer Krankheit geheilt werden, anwenden. Dabei ist aber nicht ausgeschlossen, dass neben meinem Verfahren Chininprophylaxis, mückensichere Häuser und Moskitonetze Verwendung finden. Sie können, soweit ihr beschränkter Wirkungskreis reicht, der Bekämpfung der Malaria im grossen zu Hülfe kommen. Allein für sich werden sie gegen die Malaria nichts ausrichten.

Wie sollen wir nun aber vorgehen, um möglichst bald praktischen Nutzen aus den neueren wissenschaftlichen Untersuchungen über die Malaria für unsere Kolonien zu ziehen?

Diese Frage ist einfach dahin zu beantworten, dass wir weit mehr Aerzte hinaussenden müssen als bisher, und dass wir das Chinin allen Unbemittelten, namentlich den Arbeitern und den Eingeborenen möglichst zugänglich zu machen haben.

Das Letztere werden wir am besten dadurch erreichen, dass wir nach dem Vorbilde der Niederländisch-Indischen Regierung das Chinin unentgeltlich abgeben. In Niederländisch-Indien werden jetzt mehr als 2000 Kilogramm Chinin jährlich unentgeltlich abgegeben, und ich bin davon überzeugt, dass die ganz auffallende Abnahme der Malaria in jener Kolonie nur durch diese Massregel bewirkt ist.

Die Aerzte, welche zur Bekämpfung der Malaria in die Kolonien hinausgesandt werden, müssen zwei Bedingungen erfüllen; sie müssen erstens im Mikroskopieren so geübt sein, dass sie auch die schwierigen latenten Fälle, bei denen oft

nur vereinzelte Parasiten nachzuweisen sind, mit Sicherheit diagnostizieren können, und sie müssen zweitens verstehen, die Malaria gründlich zu heilen, d. h. so zu heilen, dass keine Rezidive mehr erfolgen.

Wie es in unseren Kolonien in Bezug hierauf stellenweise noch aussieht, das habe ich in Neu-Guinea erfahren. Dort sind überhaupt nur zwei Aerzte. Beide sind durch die Praxis so in Anspruch genommen, dass ihnen zum Mikroskopiren keine Zeit bleibt; aber wie sollen sie die Malaria in rationeller Weise bekämpfen, wenn es ihnen nicht einmal möglich ist, eine sichere Diagnose der einzelnen Malariafälle zu stellen.

So lange diese Zustände herrschen, wird an eine Abnahme der Malaria in Neu-Guinea nicht zu denken sein.

Es ist nun nicht meine Meinung, sofort eine grössere Anzahl von geeigneten Aerzten zu entsenden, schon aus dem Grunde nicht, weil augenblicklich nur recht wenige derartige Aerzte vorhanden sind. Aber man sollte doch wenigstens an einigen besonders passenden Orten, ich denke dabei an Neu-Guinea und Südwestafrika, in derselben Weise vorgehen, wie wir es in Stephansort gethan haben. Allmählich wird man dann immer mehr Plätze besetzen und die Operationsbasis ausdehnen können. Auf diese Weise werden wir unserem Ziel näher und näher kommen und, wie ich nicht zweifle, schliesslich das erreichen, was wir Alle so dringend wünschen, die Malaria, welche sich der schnellen Entwicklung unserer Kolonien hindernd entgegenstellt, auszutilgen.

Geheimrat Professor Dr. Gerhardt:

Meine Herren, ich darf im Sinne der Kolonialgesellschaft und ihrer Gäste und des weiteren im Sinne aller Anwesenden den wärmsten Dank sagen dem weltberühmten Gelehrten, dem kühnen Forscher, der aus den schlimmsten Malariagegenden zu uns zurückgekehrt ist, den Dank dafür, dass er die zahlreichen Früchte seiner Forschungen zuerst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hier im Schosse der Kolonialgesellschaft ausschüttet. Gewiss mit Recht gerade hier; denn für die Kolonialbestrebungen bildet ja die Malaria den schlimmsten Feind.

Werfen Sie einen kurzen Blick auf die Geschichte der Malaria! Die Krankheit war schon im grauen Altertum verbreitet; sie ist allmählich durch die Kultur an vielen Orten verdrängt; aber immer wieder hat sie Fortschritte gemacht. So in den belagerten Festungen am Anfange dieses Jahrhunderts, so bei Beginn unserer Kolonialpolitik. Der erste Lichtblick in der Geschichte der Malaria war die empirische Entdeckung des Chinins durch einen Indianer, der die Chinarinde benutzte. Aber das war ein Schutz für den Einzelnen, war damals noch kein Mittel zur Bekämpfung der Krankheit im grossen. Erst die wissenschaftliche Erkenntnis hat dies möglich gemacht. Und wie schnell leben und arbeiten wir in unserer Zeit! Kaum sind es 20 Jahre, dass Laveran den Parasiten der Malaria entdeckt hat; dann kam der Nachweis der Uebertragbarkeit der Malaria mit dem Blute; dann kam die Theorie, dass ähnlich wie ein anderer Parasit, die Filaria, die Malariakeime durch die Stechmücken übertragen würden. Von seiner vorigen Reise kam Herr Geheimrat Koch zurück mit der Ueberzeugung, dass dies die Ursache der Malaria-Erkrankung sei, Uebertragung durch die Stechmücken. Durch die Forschungen von Ross ist das noch weiter bestätigt und klargestellt worden, und schliesslich ist das durch die Vorexpedition in Italien vollständig gesichert worden. Nun ist ein bestimmter Boden gewonnen. Es war damals die Verheissung, und heute kehrt Herr Geheimrat Koch zurück von seiner zweiten Expedition und bringt uns die Erfüllung der Verheissung: er bringt uns die Gewissheit des Sieges, den Beweis, dass wenigstens an einem Ort die Malaria verdrängt werden konnte.

Danken wir den Lenkern unseres Staates, dass sie mit offener Hand die Bekämpfung dieses Feindes des Lebens und der Gesundheit unterstützt haben, und dass sie den rechten Mann für den rechten Zweck auszusenden wussten!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Danken wir ihm, dem Festredner des Abends, dass er wiederum gezeigt hat, dass der deutsche Gelehrte nicht bloss forscht und grübelt, sondern auch die Ergebnisse der Forschung in die heilsame That übertragen kann.

Nun erwächst allerdings die Pflicht, den Versuch, der in Stephansort gemacht ist, auch an anderen Orten zu machen, weiter auszudehnen und so Schritt für Schritt unser Kolonialgebiet von dieser Gefahr, die so viele unserer ersten Beamten und Offiziere hinweggerafft hat, von dieser Plage zu befreien. Dann wird man vielleicht einmal in ferner, ferner Zeit sagen können, dass das, was wir an diesem Abend gehört haben, dass dieser Plan der methodischen Bekämpfung der Malaria dahin geführt hat, dass sie in der That nur eine Kinderkrankheit der kolonialen Bestrebungen gewesen sei.

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW., Wilhelmstr. 29.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Blick auf den im Krater des Mgosi-Vulkanes gelegenen Wentzel-See. Der See ist von rundlicher Gestalt, etwa 1–2 km gross, und wird rings von den schroffen, mehrere 100 m hohen Kraterwänden eingeschlossen. Auch unter dem Wasserniveau fallen die Ufer des Sees sehr steil ab. Die Tiefe des Sees beträgt etwa 70 m. Das Wasser des Sees ist grünlich, ziemlich trübe und von deutlich brakigem Geschmack, Fische enthält es anscheinend nicht. Der sagenumwobene See ist rings vom herrlichsten Urwald, der von dem prächtigen, langhaarigen Colubus-Affen belebt wird, umgeben. Entdeckt wurde der See 1899 von den Herren Oberlieutenant Glauning und Botaniker Götze.

Blick auf den im Krater des Mgosi-Vulkanes gelegenen Wentzel-See. Der See ist von rundlicher Gestalt, etwa 1—2 km gross, und wird rings von den schroffen, mehrere 100 m hohen Kraterwänden eingeschlossen. Auch unter dem Wasserniveau fallen die Ufer des Sees sehr steil ab. Die Tiefe des Sees beträgt etwa 70 m. Das Wasser des Sees ist grünlich, ziemlich trübe und von deutlich brakigem Geschmack. Fische enthält es anscheinend nicht. Der sagenumwobene See ist rings vom herrlichsten Urwald, der von dem prächtigen, langhaarigen Colobus-Affen belebt wird, umgeben. Entdeckt wurde der See 1899 von den Herren Oberlieutenant Glauning und Botaniker Götze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die Nyassa-Länder.

Vortrag

von

Stabsarzt Dr. F. Fülleborn.

Mit 10 Lichtdruckbildern auf 6 Tafeln.

Der nachstehende Vortrag von Stabsarzt Dr. F. Fülleborn wurde am 1. Februar 1901 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Herren!

Gestatten Sie mir, Ihnen einiges über meine Reisen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, speziell in den Nyassa-Ländern, vorzutragen, über jene Gebiete, die in den letzten Jahren aus wirtschaftlichen Gründen mehr in den Vordergrund des Interesses getreten sind; ich erinnere nur an die im Konde-Land geplanten Plantagen- und Handelsunternehmungen, an die Nyassa-Bahnfrage und an die Projekte, deutsche Bauern in den Nyassa-Ländern anzusiedeln. Ich hatte Gelegenheit, die betreffenden Gebiete auf den Expeditionen gegen die Wangoni und Wahehe, die ich als Arzt begleitete, und später als Arzt der Station Langenburg kennen zu lernen. Im April des Jahres 1897 brachen wir mit der gegen die räuberischen Wangoni unter dem damaligen Oberleutnant Herrn Engelhardt entsandten Kompagnie von Lindi auf. Zuerst wandten wir uns, ungefähr dem Laufe des Lukuledi folgend, südwestlich nach Massassi und von hier zum Ruwuma-Fluss, dort der Grenze zwischen deutschem und portugiesischem Gebiet. Alsdann marschierten wir den Ruwuma aufwärts bis zum Dorfe des Mtira *), um

*) Der Ort ist auf den Karten bisher nicht vermerkt; jedoch hat Herr Engelhardt am Ruwuma und in den übrigen von der Expedition durchzogenen Gebieten sehr genaue Routen-Aufnahmen angefertigt, die hoffentlich bald erscheinen werden. Im übrigen verweise ich für die Nyassa-Länder vor allem auf die Aufnahmen der Herren Bornhardt, Hermann, Glauning, Kohlschütter und Götze, von denen die der beiden letztgenannten Herrn bisher allerdings noch nicht erschienen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von hier nordwestlich uns nach Ungoni zu wenden. Nach Regelung der Verhältnisse in Ungoni wurde die Kompagnie nach Uhehe befohlen, wo damals der Krieg gegen den Sultan Quawa noch im Gange war. Wir zogen zuerst nach Idunda in Ubena und von dort nach Iringa. Im November 1897 begab ich mich alsdann, die Ulanga-Ebene bei Perondo kreuzend, nach Ungoni zurück. Von hier marschierte ich nach Wied-Hafen am Nyassa-See und fuhr mit dem Regierungsdampfer „Hermann von Wissmann" nach Langenburg.

Im Jahre 1898/99 war ich alsdann in Langenburg stationiert; doch hatte ich mehrfach Gelegenheit, das umgebende Gebiet, südlich bis zum Ende des Nyassa-Sees und auch den Schire und Sambesi, nördlich die Gegend bis zum Rukwa-See kennen zu lernen, zumal ich 1899 den Auftrag erhielt, das deutsche Nyassa-Gebiet in zoologischer und ethnologisch-anthropologischer Hinsicht zu erforschen. Die Mittel hierzu gewährte mir die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Fonds der Hermann- und Elise- geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung. Dank der vom Kaiserlichen Gouvernement gewährten Förderung und der Unterstützung durch die Gräfen-Bosestiftung war ich jedoch auch schon vordem in der Lage, in den durchzogenen Gebieten wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und ein umfangreiches Material für die Berliner Museen zu erwerben. Auf die Resultate der zoologischen Forschungen will ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Es wurden eine beträchtliche Anzahl von Säugetieren, gegen 800 Vögel, über tausend Fische, Amphibien und Reptilien und viele Tausend Insekten und niedere Tiere gesammelt; vor allem wurde auch das Plankton der dortigen Seen eingehender untersucht.

Die Bearbeitung des zoologischen Materials ist bei der Kürze der verflossenen Zeit natürlich noch nicht abgeschlossen, doch wurden bisher etwa sechs neue Säugetierarten, zwanzig neue Vogelarten und eine ganze Anzahl neuer Fische, In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sekten und anderer Tiere aus dem von mir gesammelten Material festgestellt.

Von meinen ethnologischen und anthropologischen Untersuchungen will ich hier nur soviel mitteilen, als notwendig ist, um ein ungefähres Bild vom Leben und der Kulturstufe der Einwohner zu geben.

Unser Marsch führt uns also, wie bereits gesagt, von Lindi zuerst längs des linken Lukuledi-Ufers über die südlichen Vorberge des Wamuera-Plateaus zur deutschen katholischen Mission Niangao und von dort nach der Station der englischen University-Mission bei Massassi.

Von hier marschierten wir weiter südwestlich und erreichten etwa beim Dorfe des Häuptlings Makotschera den Ruwuma, an dem wir bis zum Dorfe des Mtira entlang zogen.

Das Gelände steigt gleich an der Küste ziemlich bedeutend an und ist bis Niangao etwas bergig. Von dort bis Ungoni ist das Land im allgemeinen eine sanft nach Westen aufsteigende Hochebene, welcher stellenweise, besonders westlich von Massassi, steile, mehrere 100 Meter hohe Gneis-Klippen aufgesetzt sind. Nach Bornhardt, welcher diese Gegenden ebenfalls bereiste, sind diese höchst eigenartig und malerisch aussehenden Bildungen als Reste eines ursprünglich überall bis zur Höhe jener Klippen aufragenden Plateaus aufzufassen *).

Der imposanteste dieser Berge ist der von mir erstiegene Mayeye-Berg, der um etwa 600 Meter das umgebende 400 Meter hohe Tafelland überragt; seine genaue Höhe wurde durch Abkochen bestimmt, ist jedoch noch nicht berechnet worden. Dasselbe gilt von dem südwestlich von Mayeye gelegenen etwas niedrigeren Senqua-Berg.

Das stete Ansteigen des Geländes nach Westen zu hat zur Folge, dass beim Ruwuma, soweit ich ihn kenne, nicht

---

*) Im übrigen verweise ich auf die ausführlichen Schilderungen Bornhardt's in seinem neu erschienenen Werke über die Geologie Ost-Afrikas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie bei anderen ostafrikanischen Flüssen grössere Strecken schiffbar sind, während dazwischen grössere Kataraktstrecken liegen, sondern dass sich überall kleine Stromschnellen vorfinden und der Fluss daher nur auf ganz kurzen Abschnitten für Fahrzeuge, seien es auch nur Einbäume, ohne Gefahr passierbar ist, sodass der grosse und wasserreiche Ruwuma selbst für die Eingeborenen als Verkehrsmittel hier wenig in Betracht kommt. Auf dem Unterlauf des Ruwuma liegen die Verhältnisse wenigstens für die Fahrzeuge der Eingeborenen wesentlich günstiger, da nach dem Bericht des Herrn Bezirksamtmann Berg (Mitt. a. d. deutschen Schutzgebieten, Band 10, Seite 210) Händler von der Küste bis weit in den Lujleda hinauffahren. Das Bett des Stromes ist in seinem Mittellauf vielfach über 200 Meter breit und umschliesst zahlreiche Inseln. Ein grösseres Ueberschwemmungsland wie z. B. beim Ulanga, ist nicht vorhanden.

Im Hinterlande von Lindi macht sich übrigens Wassermangel unangenehm bemerkbar, woran wir freilich weniger zu leiden hatten, da wir kurz nach der Regenzeit marschierten.

Was die Vegetation anlangt, so ist das Land bis auf die kleinen angebauten Teile mit niederem Buschwald und Savannen, bzw. Baumsavannen bedeckt. Nur vereinzelt fand sich Hochwald. Auf dem Muera-Plateau befinden sich Lianenwälder, in denen Gummi gewonnen wird.

Das bisher geschilderte Gebiet ist im allgemeinen, mit Ausnahme der Gegend von Massassi und des Lukuledi-Thals, nur dünn bevölkert; dies galt, wenigstens zur Zeit, als wir diese Gegenden passierten, auch für das fruchtbare Ruwuma-Thal, wenigstens das deutsche Ufer desselben. Der Grund, dass unser deutsches Ufer so wenig bevölkert war, lag darin, dass grade das linke Ruwuma-Ufer von den Einfällen der räuberischen Wangoni besonders zu leiden gehabt hatte, sodass die Eingeborenen zum grossen Teil auf den Inseln im Fluss bezw. auf dessen portugiesischer Seite sich angesiedelt hatten, und nur ihre Felder diesseit des Flusses lagen; so fühlten sie sich relativ sicher, da die Wangoni

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

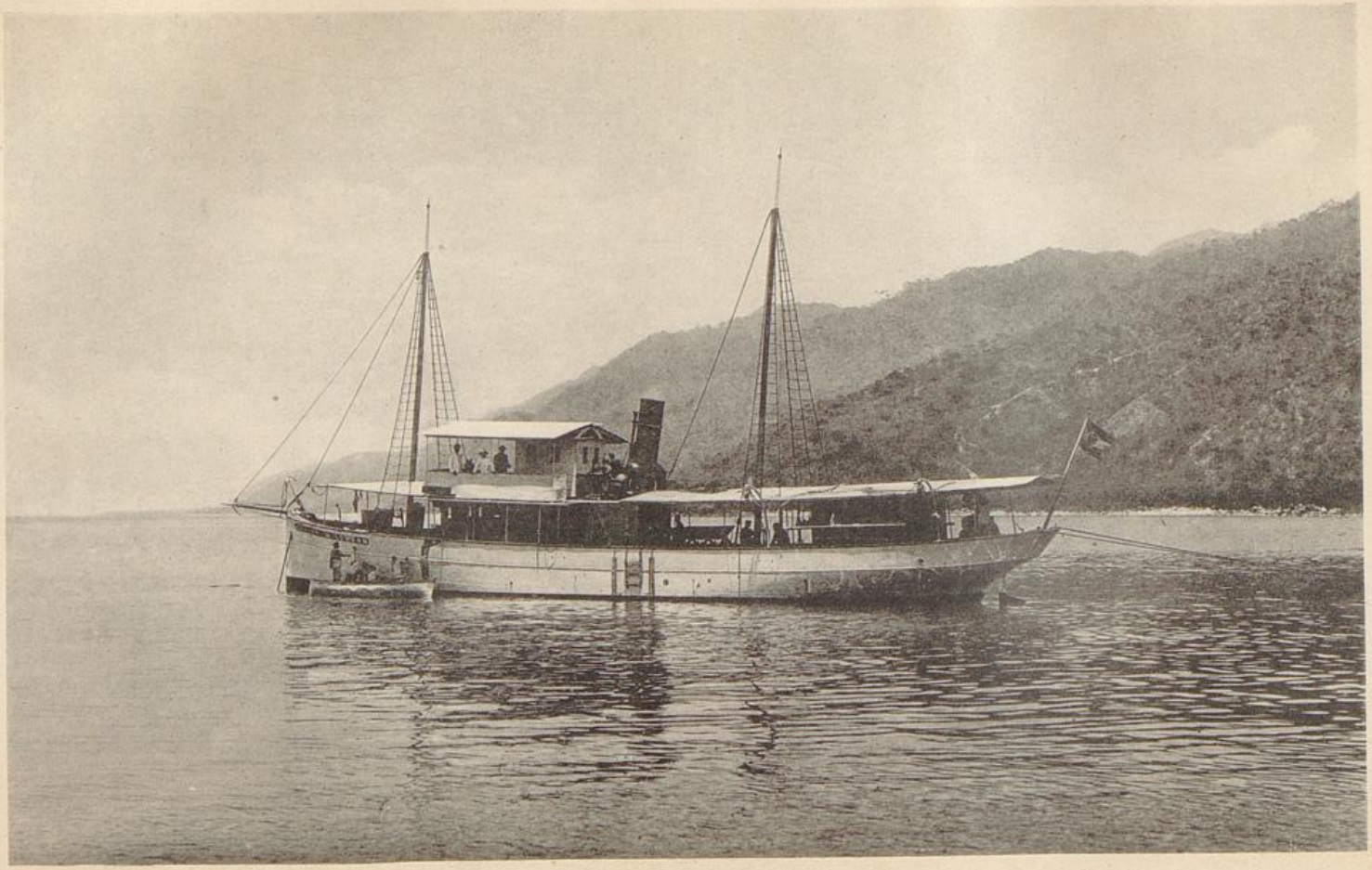
angeblich bei ihren Raubzügen nie den Fluss überschritten hatten. Jetzt, nach Beseitigung der Wangoni-Gefahr, sollen sich die Verhältnisse in dieser Beziehung sehr gebessert haben. Pater Maurus Hartmann meint in einem im „Deutschen Kolonialblatt" abgedruckten Bericht, dass sich der Handel von Lindi nach Beseitigung der Wangoni-Gefahr etwa verfünffacht habe.

Ueberhaupt spielten die Wangoni-Einfälle im Leben der Bevölkerung die einschneidendste Rolle, weniger wegen des, was ihnen geraubt wurde, als wegen der steten Angst vor den Räubern. Die Wangoni-Krieger, welche in ihrem wildphantastischen und schreckenerregenden Kriegsputz mit blitzartiger Geschwindigkeit erschienen und nicht nur Hab und Gut, sondern auch die Einwohner selbst, besonders die Weiber, mit sich führten, hatten es verstanden, die Bevölkerung derart zu terrorisieren, dass niemand an Widerstand dachte, sondern sein Heil nur in schleunigster Flucht suchte; wo nicht schützende Inseln Zuflucht gewährten, hatte man vielfach an möglichst unzugänglichen Stellen in den Bergen die Hütten erbaut. Materiell war die Bevölkerung völlig herabgekommen, und bis auf wenige Ziegen in der Massassi-Gegend gab es überhaupt auf der ganzen deutschen Rovuma-Seite bis nach Ungoni hin keine Haustiere, ausser Hühner, Tauben und Hunde.

Da diese Zustände dringende Abhülfe erheischten, zumal die Wangoni auch Handelskarawanen überfielen und die Geleitbriefe des Kaiserlichen Gouvernements nicht beachteten, so war eben unsere Expedition gegen sie entsandt worden.

Nicht nur materiell, sondern auch moralisch hatte die beständige Angst vor den Wangoni der Bevölkerung ihren Stempel aufgedrückt: die Leute waren zum grossen Teil feig und unzuverlässig und liefen meist beim Herannahen unserer Karawane davon, anstatt uns, die, wie sie wussten, zu ihrer Befreiung von der Wangoni-Plage gekommen waren, nach Kräften zu unterstützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Der deutsche Regierungs-Dampfer „Hermann v. Wissmann“, im Hafen von Langenburg am Nyassa-See. Der Dampfer wurde aus den Mitteln des Antisklaverei-Comitées beschafft und in zerlegtem Zustande durch Wissmann auf dem Shiri-Zambezi-Wasserwege zum Nyassa transportiert, wo er 1893 vom Stapel ging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der deutsche Regierungs-Dampfer „Hermann v. Wissmann", im Hafen von Langenburg am Nyassa-See. Der Dampfer wurde aus den Mitteln des Antisklaverei-Comitées beschafft und in zerlegtem Zustande durch Wissmann auf dem Shiri-Zambezi-Wasserwege zum Nyassa transportiert, wo er 1893 vom Stapel ging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Dem Stamme nach bewohnen Wamuera, Wayao, Makua, Wangindo, Wamatambue und Leute von Nyassa die Gegend, die wir vom Lindi bis zum Dorfe des Mtira auf unserem Wege passierten. Die Wamatambue sollen angeblich die Ureinwohner des mittleren Ruwuma-Thals sein, sie sind heute jedoch fast ganz verdrängt. Die Makua und Wayao sollen erst seit ein bis zwei Generationen aus dem portugiesischen Gebiet hier eingewandert sein, während die Wamuera hier schon seit vielen Generationen, besonders auf dem Muera-Plateau, sitzen.

Meist wohnen die Angehörigen eines Stammes in einem Dorf beisammen, doch findet man dicht neben einem Makua-Dorf ein solches der Wayao und dicht daneben eines mit Wamuera usw.; in anderen Dörfern wohnen jedoch Angehörige der verschiedensten Volksstämme, ja nach Berg (1 c.) sogar Unterthanen verschiedener Häuptlinge beieinander. Irgendwelche staatliche Einheit besteht zwischen den einzelnen Gemeinden nicht, sondern fast jede hat ihren unabhängigen Häuptling.

Alle diese Leute sind fleissige Ackerbauer. Sie pflanzen Sorghum, Maniok, Bohnen, Erdnüsse, Mais und Reis. Die Kokospalmen hören schon einige Tagereisen von der Küste auf, Bananen giebt es nur wenige. Bambus wächst an sehr vielen Stellen wild.

In dem fruchtbaren Ruwuma-Thal wird sich unter günstigen Verhältnissen sicher mehr produzieren lassen, als die Einwohner zu ihrem Unterhalt brauchen; ich denke dabei besonders an Erdnüsse, die im portugiesischen Gebiet bereits einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Nach dem Bericht des Pater Maurus sollen gegenwärtig auch bereits Oelfrüchte in stärkerem Mass im Hinterland von Lindi angebaut werden.

Auf dem Muera-Plateau wird auch Gummihandel getrieben, und aus der Gegend um Massassi wird Wachs ausgeführt. Ein seit Unterwerfung der Wangoni stark aufblühender Handel mit Wachs, Elfenbein, Gummi und Tabak (Berg, 1. c.) besteht ferner mit dem portugiesischen Ruwuma-Gebiet. Bei den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingeborenen ist ausserdem Massassi weit und breit wegen seiner Salzgewinnung bekannt. An gewissen Stellen wittert das Salz der aus den Steppenbränden stammenden Asche an der Oberfläche aus*). Man schabt hier das Erdreich mit den Schalen einer grossen Schneckenart ab, laugt die Erde in trichterartigen Geflechten aus und dampft die Mutterlauge ein. Die Eisenindustrie der Gegend ist kaum der Rede wert.

Bei allen Volksstämmen dieser Gegenden wird Gesicht und Körper tätowiert; besonders bei den Wamuera wird das Gesicht, zumal bei den Weibern, durch Tätowierung ganz abscheulich entstellt. Noch abstossender als die Tätowierung wirkt aber ein in der oberen Lippe getragener, oft die Grösse eines Fünfmarkstücks überschreitender Holzpflock bezw. Bambusring, das sogenannte Pelele, während der kleine nach Suaheli-Art im Nasenflügel getragene Pflock nicht so entstellt. Die oberen Schneidezähne werden vielfach spitz geschlagen**).

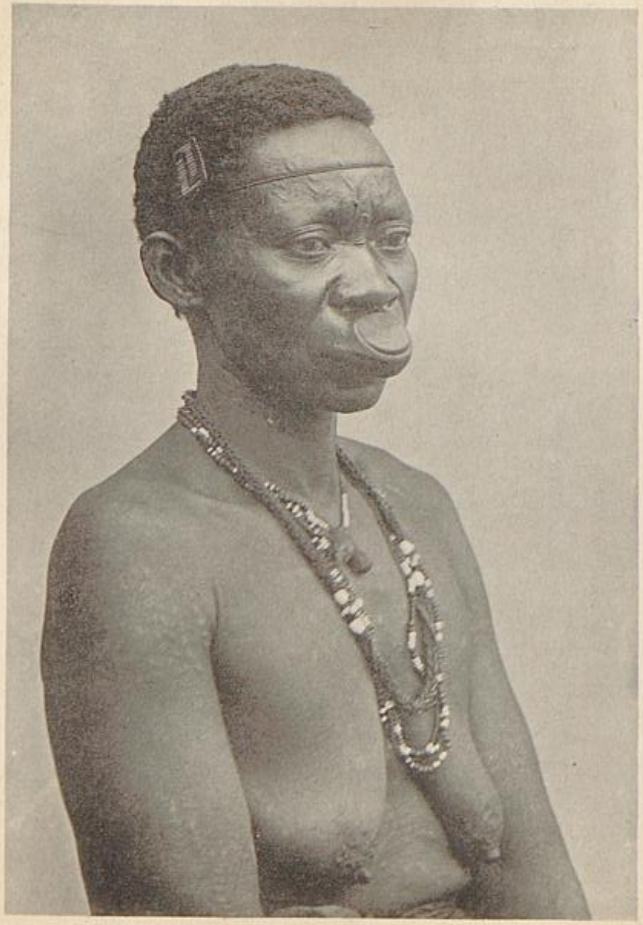
Alle diese abscheulichen Verunstaltungen kommen übrigens mit dem Fortschreiten der Civilisation mehr und mehr ab, da sich die kultivierteren Küstenleute darüber lustig machen. Ueberhaupt verschwinden die charakterischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Stämme rapide unter dem nivellierenden Einfluss der höheren Kultur, und so erfreulich und aus wirtschaftlichen Gründen erstrebenswert diese Assimilierung der Eingeborenen auch ist, so erwächst uns dadurch anderseits die nationale Pflicht dafür zu sorgen, dass die eigenartigen Kulturen im Bereiche des deutschen Kolonialbesitzes eingehend studiert werden, um die Kenntnis davon der Nachwelt zu überliefern, und das bevor es zu spät ist — ein Zeitpunkt, der viel eher eintreten dürfte, als es vermutet wird.

---

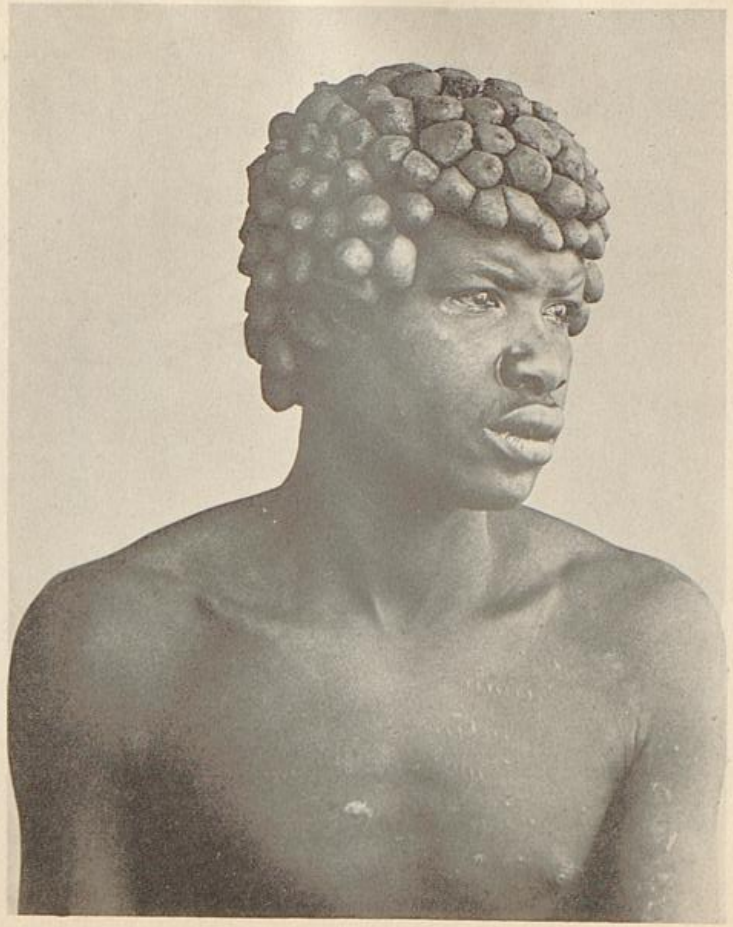
*) Siehe auch Bornhardt, Geologie Ost-Afrikas.

**) Siehe auch Fülleborn, die künstlichen Verunstaltungen des Körpers bei den Eingeborenen im Süden der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie, Ethnologisches Notizblatt. Berlin. A. Haak. 1901.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

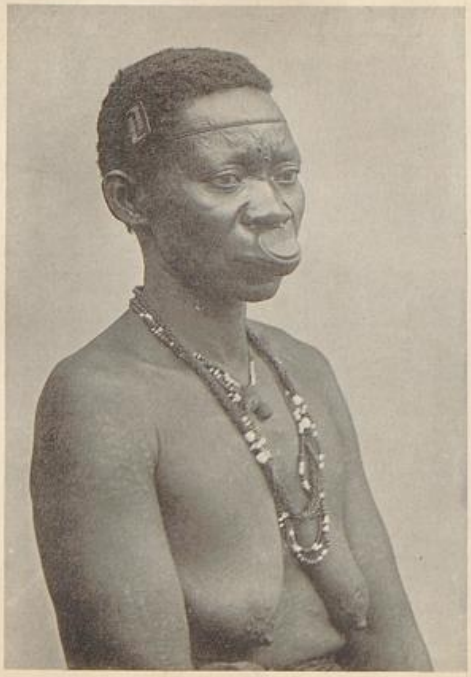


Myao-Weib mit hölzerner Lippenscheibe (Pelele). Auf Stirn und Armen bemerkt man Tätowierung; um die Stirn trägt die Frau eine Bastschnur; in ihrem Haar steckt ein hell und dunkel gemusterter Holzkamm; um den Hals trägt sie eine aus europäischen Perlen hergestellte Schnur, an der ein kleines Amulet in Gestalt eines Wurzelstückchens hängt.

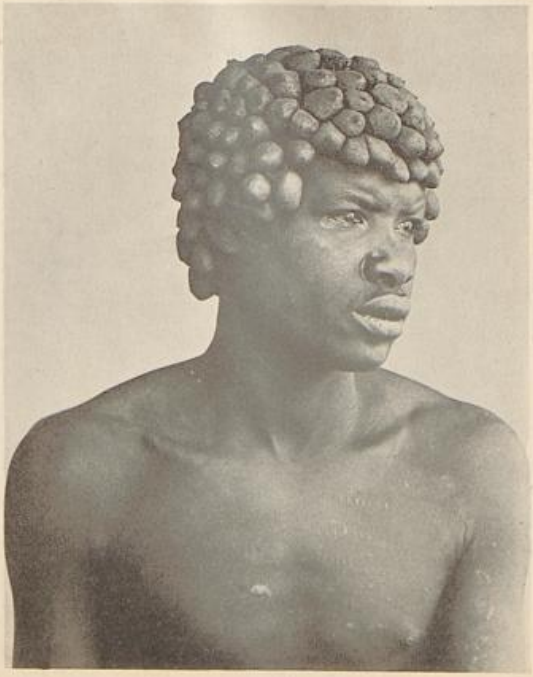


Mkinga-Jüngling mit eigentümlicher Haartracht. Die Haare werden mit Lehm zu über Taubenei grossen Klössen zusammengebacken und die ganze Frisur, die ein stattliches Gewicht repräsentiert, mit leuchtend roter Farbe überzogen. Auf der Brust bemerkt man Schröpfnarben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Myao-Weib mit hölzerner Lippenscheibe (Pelele). Auf Stirn und Armen bemerkt man Tätowierung; um die Stirn trägt die Frau eine Bastschnur; in ihrem Haar steckt ein hell und dunkel gemusterter Holzkamm; um den Hals trägt sie eine aus europäischen Perlen hergestellte Schnur, an der ein kleines Amulet in Gestalt eines Wurzelstückchens hängt.



Mkinga-Jüngling mit eigentümlicher Haartracht. Die Haare werden mit Lehm zu über Taubenei grossen Klössen zusammengebacken und die ganze Frisur, die ein stattliches Gewicht repräsentiert, mit leuchtend roter Farbe überzogen. Auf der Brust bemerkt man Schröpfnarben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Näher auf die Ethnologie und Anthropologie dieser Leute einzugehen, verbietet der Umfang dieses Vortrages.*)

Da wir mit unserer mehrere hundert Mann starken Karawane in den schwach bevölkerten Gebieten Träger- und Verpflegungs-Schwierigkeiten gehabt, hatten wir recht lange zu dem Marsch bis Mtira's Dorf gebraucht und verliessen erst am 21. Juni den Ruwuma, um uns nordwestlich zum eigentlichen Ungoni zu wenden. Die ganze etwa 140 km betragende Strecke vom Dorf des Mtira bis nach Ungoni ist völlig unbewohntes Land, mit Ausnahme einer kleinen Suaheli-Niederlassung, namens Lumbutti. Solcher Suaheli- bezw. Araber-Niederlassungen finden sich eine ganze Reihe im Nyassa-Gebiet. Es ist zweifellos, dass sie als Kulturträger gewirkt haben, da sie die Eingeborenen mit einer höheren Kultur bekannt machten und Handelslust bei ihnen erweckten; auch haben die Araber überall Nutzpflanzen von der Küste mit ins Innere gebracht. Eine vielumstrittene Frage ist es allerdings, ob sie noch jetzt, wo die betreffenden Gegenden den Europäern erschlossen sind, für den Handel europäischer Kaufleute vorteilhaft sind. Früher war jene Strecke vom Ruwuma bis nach Ungoni angebaut, wie zahlreiche Spuren zeigten, jedoch hatten sich die Eingeborenen aus der gefährlichen Nachbarschaft der Wangoni zurückgezogen oder waren aus ihren Wohnsitzen von diesen weggeführt worden.

Ungoni ist ein im Verhältnis zum Ruwuma-Thal gut bevölkertes, zum Teil bergiges Hochland, dessen fruchtbarer Lateritboden vielleicht auch für Kaffeebau und europäische Ansiedelung in Betracht kommt. Dies gilt nach den Berichten des Herrn Hauptmann von Kleist, der später als Stationschef in Ungoni wirkte, auch besonders für das im Südwesten von Ungoni belegene Matengo-Bergland.

---

*) Ausführlicher habe ich über die Anthropologie dieser Stämme in dem demnächst bei Dietrich Reimer erscheinenden Werke „Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassa-Länder" an der Hand von ca. 300 Abbildungen in Lichtdruck berichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch von eigentlichen Wangoni und den unterworfenen bezw. als Sklaven hierher gebrachten Leuten, die an Zahl die eigentlichen Wangoni bei weitem übertreffen dürften. Ich traf hier: Wanindi, Wangindo, Wayao, Makua, Wamuera, Wamakonde, Wahehe und Stämme von Nyassa-Ufer.

Nach Sir Harry Johnston*) überschritt der Zulu-Stamm der Wangoni im Jahr 1825 mit Weib und Kind den Sambesi und drang alsdann erobernd westlich vom Nyassa bis zum Südende des Tanganyika vor. Von hier aus drangen Horden bis zum Viktoria-Nyansa, andere zogen, in siegreichen Kämpfen die Wabena und andere Volksstämme niederwerfend, von Norden her um den Nyassa herum, um sich endlich zusammen mit anderen Wangoni-Horden, welche östlich vom Nyassa vorgedrungen waren (s. Prince, Mitt. a. d. Schutzgebieten, Band 7, S. 214) im heutigen Ungoni niederzulassen, wo sie jetzt seit einigen Jahrzehnten sitzen. Ihre alte Raublust behielten sie aber zum Schreken ihrer Umgebung bei.

Der Unterschied zwischen dem Auftreten der selbstbewussten Wangoni und dem der verängstigten Bevölkerung des mittleren Rovuma war uns allen sehr augenfällig, als wir Ungoni betraten; wie so viele Räubervölker haben auch die Wangoni etwas Ritterliches und Vornehmes in ihrem ganzen Wesen.

Es haben sich viele Zulu-Gebräuche bei den Wangoni (bezw. der mit ihnen verschmolzenen Bevölkerung, welcher sie ihre Eigenarten aufgeprägt haben) erhalten, die sehr von den Sitten ihrer Nachbaren abweichen, und in Kleidung, Bewaffnung usw. bieten sie des Interessanten viel, worauf ich an dieser Stelle nicht näher eingehen kann. Charakteristisch ist für sie übrigens die breite Durchbohrung der Ohrläppchen, welche oft die Stelle unserer Westentaschen vertreten, da

*) Sir Harry H. Johnston, British Central-Afrika. London 1897, S. 392, Anm. I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wangoni. Der rechts hockende Mann ist damit beschäftigt, zu „zaubern", indem er in einem kleinen Kürbis einen Kegel balanciert, aus dessen Neigungsrichtung er die Zukunft prophezeit.

Mit dem Zugnetz fischende Wakisi am Nordufer des Nyassa-Sees.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

man Schnupftabaksdosen und andere kleine Gegenstände in ihnen trägt.

Die Frauen geniessen offenbar ein recht hohes Ansehen bei den Wangoni, und mehrfach griffen sogar Häuptlingsfrauen massgebend in unsere politischen Verhandlungen ein; auch zeigten sich die Frauen recht entschlossen und mutig.

Die Grundlage der Existenz bildet auch bei den Wangoni der Ackerbau; man baut hier auch besonders die Ulesi genannte Hirseart, welche zur Herstellung des in ganz ungeheuren Massen vertilgten Bieres dient. Die Viehzucht kommt infolge der Rinderpest gegenwärtig wenig in Betracht; es giebt jedoch in Ungoni immerhin eine grössere Anzahl von Rindern, und darunter befinden sich ganz prächtige Exemplare. Auch sind Schafe und besonders sehr viele Ziegen im Lande vorhanden.

Bemerkenswert ist die verhältnismässig hochentwickelte Eisenindustrie; das nötige Erz findet man ohne Mühe an vielen Stellen des Landes an der Erdoberfläche.

Im August 1897 wurden wir aus Ungoni, wo wir ein festes Lager aufgeschlagen hatten, nach Uhehe abberufen.*)

Bei unserem Marsch passierten wir zuerst das gut bebaute und bevölkerte Gebiet des Mgoni-Sultans Schabruma und zogen dann durch schöne, aber unbebaute Gebirgsthäler nach Ifinga, dem überaus schmutzigen und verwahrlosten Hauptdorfe des vor einigen Jahren verstorbenen Sultans Saggamaganga. In den Bergwäldern dieser Gegenden, die vielleicht auch für Plantagenbau in Betracht kommen, wird viel Gummi gewonnen und von den Suaheli-Händlern zur Küste verhandelt.

Die herrschende Bevölkerung stammt angeblich vom Uhehe-Plateau, von wo sie durch den Vater des bekannten Wahehe-Sultans Quawa vertrieben wurden.

---

*) Diejenigen, welche sich für den Verlauf unserer Wangoni-Expedition im Einzelnen interessieren, verweise ich auf den im „Deutschen Kolonialblatt“ abgedruckten Bericht Engelhardt's.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueberhaupt haben sich die politischen Verhältnisse dieser Gegend in den letzten Jahrzehnten fortwährend verschoben, was ethnologische und anthropologische Studien sehr erschwert.

Von Ifinga stiegen wir zum Thal des Ruhudje hinab, überschritten denselben und gelangten durch schöne Gebirgsländer (das Randgebirge von Lupembe) auf die nördlich vom Ruhudje und der Ulanga-Ebene gelegenen Hochländer von Ubena und Uhehe.

Ich will mich nicht mit Schilderungen von unseren Kreuz- und Querzügen in Uhehe aufhalten. Da sich die Wahehe nicht zu einer entscheidenden Schlacht stellten, dagegen die mit uns verbündeten Häuptlinge fortwährend überfielen, musste ein sehr unbequemer Guerillakrieg unter Führung von Hauptmann Prince gegen sie geführt werden; wie bekannt, endete derselbe mit dem Tode des Wahehe-Sultans Mahinja, gewöhnlich Quawa genannt. Als Quawa sich von allen verlassen sah — und man muss gestehen, dass die Wahehe, so lange es ihnen möglich war, mit achtunggebietender Treue zu ihrem angestammten Herrscher gehalten hatten —, erschoss er sich selbst, um nicht lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen.

Was die Besiedelungsfrage in Uhehe bezw. Ubena anlangt, so wage ich darüber kein Urteil zu fällen, zumal ich nicht ganz Uhehe kenne; mir wie andern aber scheint das Land für Viehzucht sicher ganz vortrefflich geeignet zu sein. Näher auf Land und Leute kann ich an dieser Stelle nicht eingehen; es sei nur erwähnt, dass von dem im Jahre 1894 von Excellenz von Scheele erstürmten, einst so berühmten Iringa, der früheren Hauptstadt der Wahehe, bis auf geringe Mauerreste und einige neuerbaute Temben fast nichts mehr übrig ist.

Auch eine andere, einst relativ bedeutende Stadt in dieser Gegend, Utengule am Beya-Berge in Usafua, liegt in Trümmern. Hier am Beya-Berge hatte der Vater des jetzigen Wassangu-Sultans Merere vor etwa 15—20 Jahren nach Unterwerfung der Wasafua eine Stadt gegründet, als er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von den Wahehe aus seinen Wohnsitzen in Ubena und Ussangu vertrieben worden war. Die Stadt war zu einem wichtigen Handelscentrum, besonders für die aus Uwemba zur Küste ziehenden Karawanen, geworden, und das kornreiche Usafua bot denselben vortreffliche Gelegenheit, sich zu verproviantieren.

Die Stadt, deren Einwohnerschaft auf mehrere Tausend Seelen geschätzt wurde, war mit einer Ringmauer, die geschickt angebrachte Flankierungen besass, umgeben; ein sie durchfliessender Bach versorgte sie mit dem nötigen Wasser. Die Temben der Stadt waren zum Teil zu Strassenzügen geordnet, und in der Mitte befanden sich die mit einer besonderen Mauer umfriedeten Häuser des Sultans und seiner Familie, die Empfangsräume für Versammlungen u. s. w. Von dem einstigen Rinderreichtum der Stadt legten die in wirklich kolossalen Abmessungen angelegten Viehställe ein beredtes Zeugnis ab. Als der Sultan Merere im Jahre 1897 veranlasst wurde, mit seinen Leuten nach Ubena zu ziehen, um mit uns gegen seine Erbfeinde, die Wahehe zu kämpfen, verfiel die Stadt. Ich hatte noch die glückliche Gelegenheit, die Stadt vor ihrem gänzlichen Verfall zu verschiedenen Malen eingehend untersuchen zu können.

Bei unserer Rückkehr nach Ungoni stiegen wir die überaus schroffen Abstürze des Uhehe-Plateaus nach Perondo, der ehemaligen Station der Ulanga-Ebene, hinab. Die breite Ulanga-Ebene steht zur Regenzeit weithin unter Wasser (Ulanga ist eigentlich die Bezeichnung der Ebene selbst, während der Fluss, sowie seine Zuflüsse hier andere Namen führen), und die Bevölkerung baut vor allem Reis, von dem sich sicher ungeheure Mengen hier produzieren liessen. Freilich ist die Gegend, wie so viele tropische Tiefländer, für Europäer recht ungesund.

Von Ungoni aus begab ich mich, wie schon erwähnt, nach Langenburg.

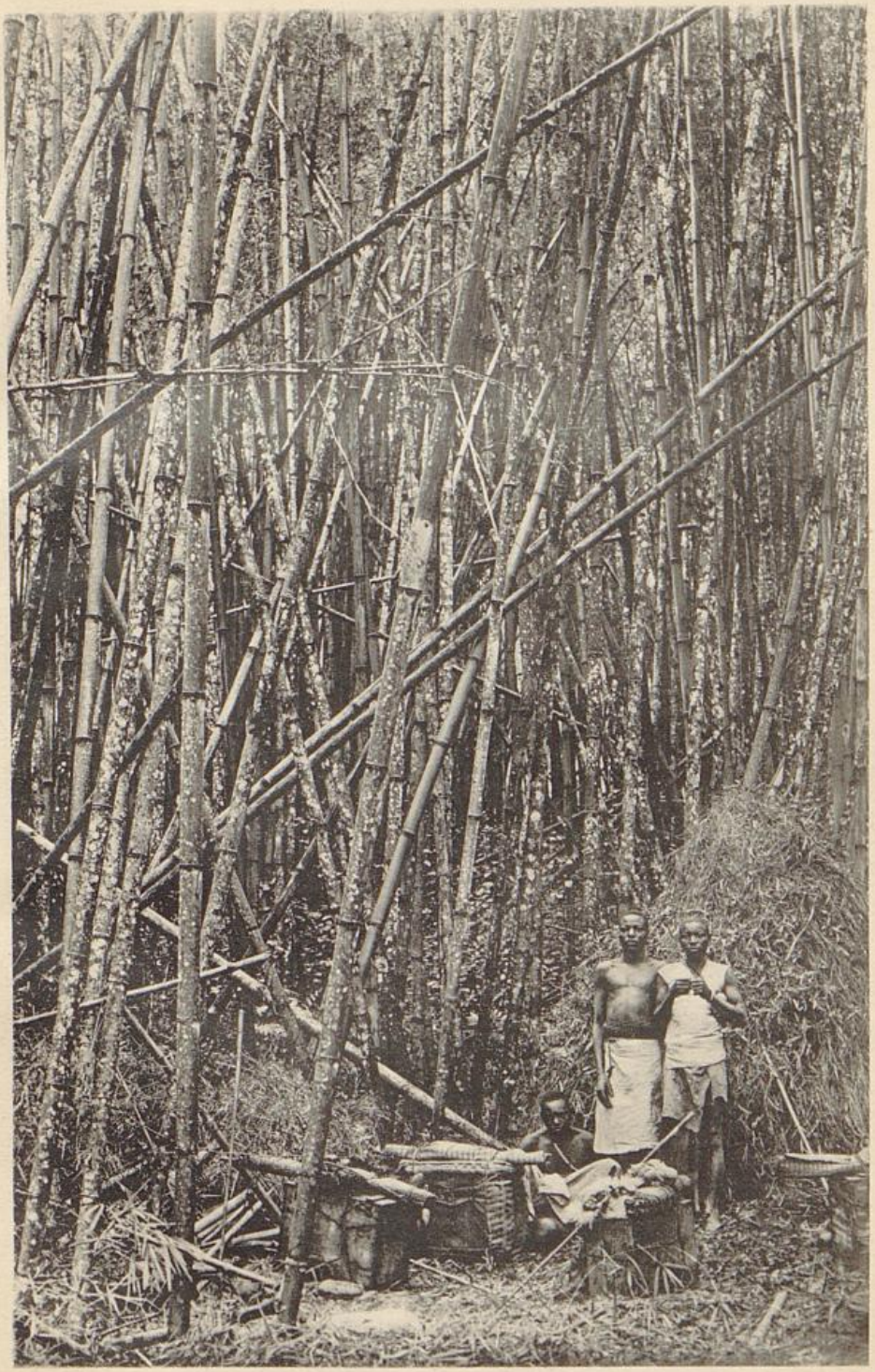
Um die ganz eigenartigen Verhältnisse der unmittelbar am Nyassa-Ufer belegenen Gebiete würdigen zu können, ist es vor allem nötig, auf die geographischen Beziehungen näher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzugehen. Wie ja bekannt, erstreckt sich der Nyassa-See über etwa 75 geographische Meilen von Norden nach Süden; seinen Ausfluss bildet der bis auf eine etwa 12 Meilen lange Strecke schiffbare Shire, der seinerseits in den schiffbaren Sambesi mündet. Der bei Shinde mündende Sambesi-Arm gestattet wiederum das Einlaufen kleiner Seedampfer. Auf der kurzen Strecke, auf welcher der Shire nicht schiffbar ist, sind von den Engländern Strassen angelegt, von deren Vortrefflichkeit ich mich überzeugen konnte. Auf diesem bis ins Herz Afrikas reichenden Wasserwege verkehren eine grosse Anzahl moderner und trefflich eingerichteter englischer Dampfer; auf dem Nyassa-See selbst auch der deutsche Regierungsdampfer „Hermann von Wissmann". Es hat uns Deutsche stets ungemein gefreut, dass der deutsche Dampfer, der sich übrigens auch finanziell vortrefflich bewährt, allseits als das seetüchtigste Handelsfahrzeug auf dem Nyassa anerkannt wird. Von dem Nyassa-Ufer gehört ja nun bekanntlich nur etwas mehr als das nördliche Drittel des Ost-Ufers und die Nordspitze zu Deutschland; das ganze West-Ufer nebst der Südspitze ist englisches Gebiet, während der Rest des West-Ufers nominell unter portugiesischer Herrschaft steht. Am ganzen englischen Ufer herrscht seit Jahren ein lebhafter Handel, während die Portugiesen am Nyassa nicht in Betracht kommen.

Der deutsche Anteil des Nyassa-Landes ist nun von sehr verschiedenem Wert. Auf der ganzen Strecke von Wiedhafen (etwa in der Mitte des uns gehörenden Ost-Ufers gelegen) bis nach Langenburg fallen die relativ 1000—2000 m hohen Abstürze des Livingstone-Gebirges derart schroff in den See ein, dass kaum Platz für einen schmalen Negerpfad bleibt, und die anschliessenden Bergländer sind vom See aus ungemein schwer zugänglich. Südlich von Wiedhafen ist wenigstens etwas, zum Teil sogar ein breiteres Vorland bis zum Anstieg des Randgebirges vorhanden.

An der Nordspitze des Sees liegen die Verhältnisse bedeutend günstiger. Hier befindet sich ein ausgedehntes



Bambusdickicht von den Westabhängen des Livingstone-Gebirges (nahe der Nordspitze des Nyassa-Sees). Im Vordergrunde Träger mit ihren Lasten, hinter den Trägern eine provisorische Blätterhütte, die denselben als Unterkunft während der Nacht gedient hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Alluvialland, welches allmählich zu einem vulkanischen Bergland ansteigt. Das Ganze ist ebenfalls im Norden, Osten und Westen von Bergen eingeschlossen. Dieses Land ist das zwar kleine, aber überaus fruchtbare und dicht bevölkerte Konde-Land (genau genommen dürfte man nur das Alluvialland als Konde-Land bezeichnen, da die Eingeborenen unter „Konde" nur die Niederung verstehen, jedoch soll der Einfachheit wegen im Folgenden das ganze Gebiet dem herrschenden Sprachgebrauch entsprechend als Konde-Land bezeichnet werden). Nach West und Nordwesten schliesst sich an das Konde-Land das fruchtbare Bergland von Untali an, welches nordwestlich in das Hochplateau von Urambia und Unyika übergeht. Nördlich wird das Konde-Land durch den fast 3000 m hohen Rungwe- und andere vulkanische Erhebungen abgeschlossen, während es westlich an die steil abstürzenden Abhänge des Livingstone-Gebirges grenzt.

Die einzigen bisher praktisch in Betracht kommenden Verkehrswege, welche das deutsche Nyassa-Ufer mit dem Hinterland verbinden, sind folgende: Die bei Wiedhafen ausmündende Strasse über Ungoni nach Kilwa und der ziemlich beschwerliche Weg durch Untali nach Unyika, welcher zu den Gummi-Distrikten des Tanganyika führt, und der in letzter Zeit wegen des regen Gummihandels immer stärker benutzt wird, soweit es die Karawanen nicht vorziehen, die durch englisches Gebiet gelegte von Karonga ausgehende z. Zeit bequemere Stevenson-Root zu benutzen. Der einzige Landweg zur Küste sowohl für das Nyassa-Land, wie für die südlichen Tanganyika-Länder führt also zur Zeit über Wiedhafen. Weit bequemer ist freilich der von den Kaufleuten am Nyassa aus mannigfachen Gründen bevorzugte Wasserweg über den Shire-Sambesi zur Küste, trotzdem er ganz bedeutend länger ist und die Waren mehrfach umgeladen werden müssen (s. S. 41). Ganz anders würden die Verhältnisse allerdings liegen, wenn eine Eisenbahn von Kilwa oder einem anderen Küstenort nach Wiedhafen führte. Einer solchen Bahn würde auch ein grosser Teil der nach den aufblühenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

englischen Nyassa-Ländern bestimmten Transporte zufallen. Ihre Kohlen würde die Bahn bekanntlich am Nyassa selbst im deutschen Gebiete finden. Ueber die Rentabilität von Bahnen können aber natürlich nur Fachleute entscheiden. Was die wirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Nyassa-Gebietes anlangt, so wird zur Zeit von dort nur Gummi, allerdings in recht erheblichem Masse ausgeführt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Hansing & Co., und andere Firmen treiben hier Gummihandel, und wie ich gehört habe, mit recht befriedigendem Erfolg. Der Gummi stammt zum grossen Teil aus den südlichen Tanganyika-Gebieten. Aber auch für Kaffee-Plantagen dürfte, nach den trefflich ausgefallenen Proben zu urteilen, das Konde-Land geeignet sein, während die Hochländer von Unyika, Untali und Ukinga wohl mindestens dieselben Aussichten für deutsche Bauern bieten, wie Uhehe, zumal diese Gebiete viel bequemer zugänglich sind und für die landwirtschaftlichen Produkte am Nyassa-See eher ein Absatzgebiet zu finden ist, als in Uhehe. Die Missionen der Gegend bauen schon längst für ihren eigenen Bedarf Weizen, Kartoffeln und europäisches Gemüse aller Art; auch trinkt man daselbst schon selbst gebauten Kaffee. Natürlich ist damit noch nicht gesagt, dass sich eine Ansiedelung deutscher Bauern in dieser Gegend zur Zeit finanziell rentieren würde. Das Kohle im Konde-Land vorkommt, wurde bereits erwähnt. Nach Bornhardt's Untersuchungen ist auch Hoffnung vorhanden, Gold im Kinga-Gebirge zu finden.

Der Sitz det Bezirksamts Langenburg befindet sich zur Zeit auf einer kaum 1 km langen und breiten Halbinsel, die wie ein Schwalbennest an der Mauer an den schroffen Wänden des Livingstone-Gebirges liegt; ihre Entstehung verdankt sie den Anspülungen des reissenden Gebirgsbaches Lumbira. Man kann die Station eigentlich nur auf dem Wasserweg verlassen, wenn man nicht auf sehr beschwerlichen Bergpfaden herumklettern will. Natürlich ist diese Lage politisch durchaus nicht günstig, und man hat daher

mehrere Nebenstationen im Konde-Land anlegen müssen, um mit der Bevölkerung in nähere Berührung zu kommen. Es giebt jedoch am Nord-Ende des Sees auf deutschem Gebiet absolut keinen anderen Ankerplatz für den Regierungsdampfer als Langenburg. Zwar legt derselbe auch bei der Songwe-Mündung im Konde-Land an, wo sich die Faktoreien der deutschen Gummifirmen befinden, jedoch ist das Löschen der Ladung wegen der hohen Brandung hier oft sehr erschwert.

Ausserdem kommt auf deutschem Gebiet nur noch die Nebenstation Wiedhafen als Hafenort in Betracht, von wo, wie bereits erwähnt, die Karawanen zur Küste ausgehen. Die südlich von Wiedhafen gelegenen, zum Teil sehr guten Ankerplätze der deutschen Nyassa-Küste haben einstweilen nur als Holzplätze Bedeutung, da die Dampfer am See ja bisher sämtlich mit Holz feuern.

Landschaftlich sind diese Gegenden am Nyassa zum Teil von geradezu hervorragender Schönheit, und der See selbst mit seinen steilen Felsufern und seinem krystallklaren Wasser erinnert lebhaft an den Garda-See in den Alpen. Auch die Gegenden im oberen Konde-Land haben eine ungemeine Aehnlichkeit mit heimischen Gebirgsländern, und wenn des Abends die zahlreichen Herden unter dem Geläut der Kuhglocken nach den Ställen getrieben werden, so ist die Illusion, man befinde sich in den Alpen, fast vollkommen.

Zahlreiche vulkanische Seen verleihen der Landschaft zudem einen ganz eigenartigen Reiz, und der hochromantische, erst kürzlich von Herrn Oberleutnant Glauning und meinem leider in frischester Jugend vom Fieber hinweggerafften Freund, dem Botaniker Herrn Götze, entdeckte Wenzel-See im Krater des Ngozi-Vulkans, ist geradezu von grossartiger landschaftlicher Schönheit. Ueber meine Untersuchungen in diesen Seen und ebenso über den Rukwa-See ist in den Versammlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1900 No. 6) berichtet.

Von ganz eigenartiger Schönheit sind übrigens auch die von Herrn Oberleutnant Glauning und mir entdeckten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bose-Thermen nahe Utengule mit ihren farbenprächtigen Sinter-Terrassen, über die andern Orts bereits berichtet ist*).

Was die Bevölkerung dieser Gegenden betrifft, so wohnt das Fischervolk der Wakisi unmittelbar am Ost-Ufer des Sees von Langenburg bis Wiedhafen, südlich davon die Wampoto, ebenfalls eifrige Fischer.

Da die Wakisi an den schroffen Wänden des Livingstone-Gebirges nur sehr wenig Ackerland finden, so tauschen sie gegen getrocknete und geräucherte Fische von den Nachbarn Getreide ein, und ihre Weiber durchziehen die Umgegend hausierend mit selbstgefertigten Töpfen, die sie aus freier Hand mit grossem Geschick herzustellen verstehen. Ueberhaupt findet sich bei den Eingeborenen viel mehr Handel und Industrie, als man unter so einfachen Verhältnissen erwarten sollte; besonders geschmiedete Hacken und Salz sind wichtige Handelsartikel.

Von Interesse ist es, dass sich am Ostufer des Nyassa zahlreiche Spuren von Pfahlbauten fanden, die man aus Furcht vor Raubzügen der Wangoni angelegt hatte. Bei Mbamba-Bai fand ich eine ganz eigenartige Bauweise, welche aus derselben Ursache entstanden war; zwischen gewaltigen, mehrere Meter hohen Granitblöcken, welche zu hohen Hügeln aufgetürmt dort das Ufer bedecken, waren Hütten aufgebaut, die z. T. auf Pfählen ruhten, da die glatte rundliche Oberfläche der Blöcke nicht genügenden Halt gewährte; primitive Leitern verbanden die einzelnen Blöcke miteinander, auf denen die Eingeborenen mit ihren Ziegen um die Wette mit unglaublicher Geschicklichkeit herumkletterten. Waren die Leitern entfernt, so war es unmöglich, zu den Hütten zu gelangen. Ueberdies besassen sie im Innern zum Teil auch noch Fallthüren, von denen aus man durch verborgene Felsspalten zu den rettenden Einbäumen gelangen konnte, falls

---

*) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1900. XIII. Band, I. Heft, S. 18 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haus der Wanyakyusa, deutsches Konde-Land (rechts im Hintergrunde Bananen, links Bambus). Die Häuser sind in überaus sauberer Weise aus Bambus hergestellt, dessen Zwischenräume von der Innenseite her mit kleinen Lehmklösschen ausgefüllt werden; das Dach besteht aus Stroh. Die Hütten liegen regelmässig innerhalb sehr gut gepflegter ausgedehnter Bananenhaine.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Haus der Wanyakyusa, deutsches Konde-Land (rechts im Hintergrunde Bananen, links Bambus). Die Häuser sind in überaus sauberer Weise aus Bambus hergestellt, dessen Zwischenräume von der Innenseite her mit kleinen Lehmklösschen ausgefüllt werden; das Dach besteht aus Stroh. Die Hütten liegen regelmässig innerhalb sehr gut gepflegter ausgedehnter Bananenhaine.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

es den Bewohnern nicht gelang, mit ihren Pfeilen die Angreifer abzuwehren.

Das Konde-Land wird von einer ganzen Anzahl unter sich verwandter Stämme bewohnt, von denen der Stamm der Wanyakyusa der bedeutendste ist, welcher nach Verdrängung bezw. Unterwerfung der ursprünglichen Bewohner auch in der Konde-Niederung sitzt. Die Bewohner des Konde-Landes haben eine von der ihrer Nachbarn (mit Ausnahme der Wantali) durchaus abweichende höchst eigenartige Kultur.

Die Früchte der Bananen-Haine, in denen ihre ungemein zierlichen und sauberen, im Inneren häufig reliefgeschmückten Hütten *) stets gelegen sind, und die Milch des von ihnen über alles geliebten Viehs bilden die Hauptnahrung des intelligenten Völkchens. Ausserdem bauen sie aber auch Bataten, Bohnen, Mais und andere Feldfrüchte, während die Hirsearten, bei den meisten Negern die Grundlage der Existenz, bei ihnen fast gar keine Rolle spielen. Freilich brauchen sie sich in dem fruchtbaren Konde-Lande um die Beschaffung ihres Lebensunterhalts nicht besonders anzustrengen, da der Boden bei geringer Arbeit reichliche Erträge das ganze Jahr hindurch liefert.

Auch Kleidungssorgen stören nicht ihre idyllische Ruhe; denn selbstgefertigtes Rindenzeug genügt den Frauen, während die Männer nur ein Läppchen Zeug oder auch nur einige Blätter vorn in den für diese Stämme charakteristisch mit Kupfer- oder Eisendraht umwickelten Hüftring stecken.

Tätowierungen im Gesicht oder sonstige Verunstaltungen desselben sind bei ihnen nicht im Gebrauch, und die sich häufig auf dem Körper vorfindenden Narben-Tätowierungen haben durchaus nichts Abstossendes.

Männer und Frauen teilen sich in die Arbeit, und nicht

*) Fülleborn, Ueber die Darstellung der Lebensformen bei den Eingeborenen im Süden der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonie, Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin 1900. Sitzungsbericht v. 27. Okt. 1900, Seite 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sechs Wochen in Marokko.

Vortrag

von

Professor Dr. Tavel.

Mit Lichtbildern und einer Karte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Sechs Wochen in Marokko.

Der nachstehende, durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Vortrag von Professor Dr. Ernest Tavel wurde am 12. Februar 1901 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Herren!

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser," haben wir voriges Jahr an einem deutschen Pavillon in Paris gelesen, und in der That hat Deutschland, um seine weitgelegenen Kolonien zu erreichen, das grösste Interesse, Zwischenstationen zu besitzen. Eine solche würde die nordwestliche Küste Afrikas sein, wo schon der deutsche Handel sich ein weites Gebiet erobert hat. Es dürfte also die deutsche Kolonialgesellschaft interessieren, Marokko kennen zu lernen, dieses Land, das, vor den Thoren Europas gelegen, dennoch eines der unzugänglichsten Afrikas ist. Diese Verhältnisse haben mich bewogen, der Einladung der Kolonialgesellschaft Folge zu leisten und Ihnen heute einiges über meine Reise in Marokko mitzuteilen. Ich bin nun zwar nicht in der Lage, Ihnen tiefere Studien über dieses interessante Land darzulegen, wie sie ein Reisender vom Fach wohl gemacht hätte. Meine Beobachtungen sind diejenigen eines Gelegenheitsreisenden, der, seines Messers und Mikroskops müde, auf wenige Wochen den Staub Europas von seinen Füssen zu schütteln sich entschloss. Aber ich hatte das seltene Glück, diese Reise unter Umständen zu unternehmen, wie sie nur wenigen Europäern zu teil werden. Ich folgte nämlich der Einladung eines Freundes, Herrn v. B., ihn auf einer diplo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Verfasser auf einem marokkanischen Hengst.

Der Verfasser auf einem marokkanischen Hengst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

matischen Dienstreise zu begleiten. Als erster Gesandter Russlands in Tanger begab sich dieser nach Marakesch (Marokko), der heutigen Hauptstadt, um persönlich dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

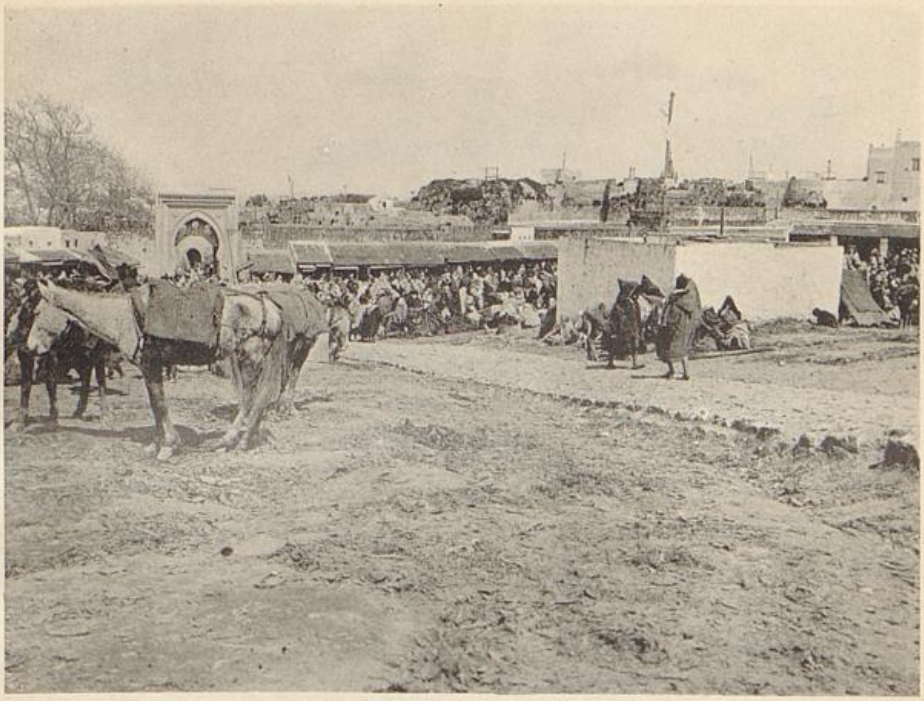
Das beigegebene Kärtchen wird es Ihnen erleichtern, sich die geographischen Verhältnisse ins Gedächtnis zurückzurufen. Im Norden liegt die gebirgige Gegend des Rîf, während die drei parallelen Ketten des Atlas in südlicher Richtung verlaufen. Man unterscheidet den kleinen oder Tell-Atlas, den hohen Atlas (4000—5000 m) und den Anti-Atlas. Der kleine Atlas setzt sich in die Hügelkette des Djebilât fort, die wir auf unserer Reise durchritten. In Tanger, an der Küste, residieren die europäischen Diplomaten. Ausserdem kommen als bedeutendere Städte in Betracht Tetuan, an der Grenze des Rîf; Fês, die frühere Hauptstadt; Marakesch, die jetzige Hauptstadt und Residenz des Sultans und die Hafenstädte el-ʿArâïsch, Rebât, Casablanca, Mazaghan, Safi und Mogador, von denen Rebât und Casablanca durch ihre Teppichfabrikation berühmt sind. Unsere Reiseroute war folgende. Wir begaben uns auf dem Seewege von Tanger nach Mazaghan und dann zu Pferde nach Marakesch durch die Provinzen Dukkâla Kabyle und Rahamna Kabyle. Die erstere Provinz ist von Araberstämmen, die letztere von Berberstämmen bewohnt und unlängst durch einen Krieg verwüstet. Im Süden ist sie vom Djebilât begrenzt.

Ich begab mich über Marseille und Gibraltar nach Tanger, das ich in dreistündiger Seefahrt erreichte. Die Einfahrt in den Hafen ist ausserordentlich schön. Ein Boot der russischen Gesandtschaft mit grosser Eskorte brachte mich an Land, wo Herr v. B. mich erwartete und nach seiner herrlich gelegenen Villa geleitete. Hier traf ich die übrigen Mitglieder unserer Reisegesellschaft, Frau v. B., deren Schwiegersohn, Herrn v. K., den Gesandtschaftssekretär Prinzen G. und den Prinzen Gh. Nach dem Frühstück unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt.

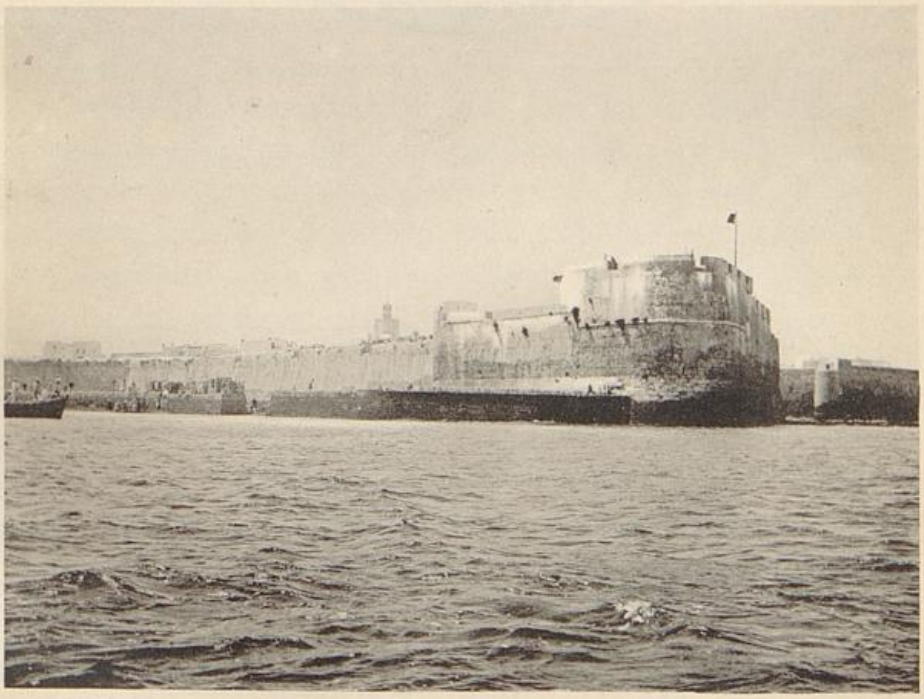
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Enge, schlecht gepflasterte Strassen führen in Kehren auf eine Anhöhe, von der aus man im Westen die Citadelle liegen sieht. Vor der Citadelle sind mehrere europäische Kanonen modernster Konstruktion aufgestellt, vor denen aber die Marokkaner selbst soviel Respekt haben, dass sie auf ihren Gebrauch verzichten. Auch das einzige marokkanische Kriegsschiff hatten wir Gelegenheit im Hafen von Tanger zu bewundern. Sodann besuchten wir die Ställe des Sultans, scheunenartige Gebäude, die einen schmutzigen Hof umgeben. Weiterhin liegt das Gefängnis. Einige Wachen standen vor einer hölzernen Thür, eine ovale Oeffnung gestattete den Durchblick auf einen viereckigen Raum, in dem zahlreiche Gefangene umherlungerten. Hoch oben war ein einziges, ungefähr 4 m hohes Fenster mit starkem Eisengitter angebracht. Die Gefangenen werden von ihren Familien ernährt, da, wenn der Staat für ihren Unterhalt sorgte, das Geld doch in der Tasche des Paschas verschwinden würde. Unser nächster Besuch galt dem Palast des Sultans. Ein länglicher, offener Hof ist mit einem gedeckten Gang umgeben, der von herrlichen, römischen Marmorsäulen getragen wird. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, an beiden Enden liegt je ein fensterloses Zimmer, das durch eine grosse Thür auf den Hof mündet. Der Fussboden und die Wände bis zu 2 m Höhe sind mit Mosaik aus emaillierten Kacheln bekleidet. Weiter oben überzieht die Wände ein kunstreiches Netzwerk von Marmorskulpturen, während die gewölbte Decke mit unvergleichlich feinen Holzschnitzereien verziert ist. Der eine Raum ist das Schlafzimmer, der andere das Speisezimmer Seiner Majestät des Sultans. Schlafen und Essen — aus diesen beiden Thätigkeiten setzt sich sein Leben zusammen, und dafür genügen diese einfachen Gemächer. Von der Terrasse aus geniesst man eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt mit ihren flachen Dächern. Auf den Strassen, die höchstens 4 bis 5 m breit sind, und dem vor dem Hauptthor belegenen grossen Marktplatz (socco) wimmelt eine bunte Menge durcheinander, schwerbeladene Esel, Kamele,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Marktplatz von Tanger.



Mazaghan vom Meer aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kühe, müssige Araber, Juden und Jüdinnen, manche von grosser Schönheit, hier und da ein seltener Europäer zu Fuss oder zu Pferde, alles in unergründlichem Schmutz wühlend. Denn wenn auch Tanger in Bezug auf Hygiene den Städten im Innern Marokkos voraus ist, bleibt es doch selbst hinter den unkultiviertesten Städten Europas weit zurück. Neben Tanger erscheint Neapel eine Stadt von holländischer Sauberkeit.

Bei einem Empfange in der englischen Botschaft hatte ich Gelegenheit, das gesellschaftliche Leben in Tanger kennen zu lernen. Es fehlt keineswegs an eleganten Erscheinungen. Unter anderen bemerkte ich eine Dame, die sich durch Haltung und Aeusseres von ihren Nachbarinnen unterschied. Sie war ehemals Zofe bei der englischen Gesandtschaft gewesen, jetzt durch ihre Verheiratung mit einem marokkanischen Chef, dem Scheriff von Duazzan, zu einer sehr angesehenen Stellung gelangt und Mutter zweier einflussreicher Söhne. Sämtliche europäische Grossmächte sind durch Gesandten in Tanger vertreten. Die Politik, welche sie betreiben, sei hier nur mit einigen kurzen Schlagworten angedeutet. Frankreich erstrebt das ganze Marokko; Deutschland wünscht sich die Westküste; England möchte durch die Besetzung von Tanger und Ceuta die Meerenge von Gibraltar ganz in seine Gewalt bringen; Spanien möchte — kann aber nicht; Russland unterstützt die französische Politik; Italien und Oesterreich endlich haben nur die durch ihre Lage am Mittelmeer bedingten Interessen.

Die Umgebung von Tanger ist hügelig, die Vegetation sehr reich, aber es fehlt, wie fast überall in Marokko, an Wäldern. Der russische Gesandte begleitete mich in ein arabisches Dorf (Duar). Die Wände der Häuser bestehen aus geflochtenem Reisig, das Dach ist ebenfalls nichts weiter als ein nach beiden Seiten abgeschrägtes Reisigbündel. Jedes Haus ist mit einer Cactushecke umgeben. In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein weisses Haus, die Wohnung des Chefs oder Caïds, der die Steuern eintreibt und das Dorf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

regiert. Der Caïd untersteht dem Pascha der Gegend, der wieder vom Scheriff ressortiert. Bei unserer Rückkehr in die Stadt begegneten wir einem arabischen Leichenzug. Eine Schar von Arabern zog unter heiterem Gesang, in raschem, fast laufendem Schritt den steilen Weg nach dem Kirchhof hinab. In ihrer Mitte trugen vier Männer eine hölzerne, sehr primitive Bahre, auf der die Leiche mit Kleidern bedeckt lag. Die Männer scharten sich um das Grab, wo die Leiche abgesetzt und unter fortwährendem Gesang einige Centimeter hoch mit Erde bedeckt wurde. Die Zeremonie dauerte höchstens 5 Minuten, dann zerstreute sich die Menge.

Der Oberbefehlshaber des Kap Espartel lud uns zu einer Eberjagd in der Umgegend des Kap ein. Wie bekannt, bildet das Kap Espartel die äusserste nordwestliche Spitze Afrikas, und es wird dort von den Grossmächten Europas ein Leuchtturm unterhalten; merkwürdiger Weise haben sie sich zu diesem Zweck einigen können. Ein einstündiger Ritt brachte uns an die Stelle, wo unsere Treiber uns erwarteten. Der Weg, der mitten durch blühendes Buschwerk führte, war von bezaubernder Schönheit. Auch ist die Strasse, die von den Grossmächten unterhalten wird, verhältnismässig gut. Leider aber war uns das Jagdglück nicht günstig. Drei Treiben blieben gänzlich erfolglos. Zwischen jedem Treiben mussten wir wieder unsere Maultiere besteigen und auf fast undurchdringlichen Pfaden weiterreiten. Die Berge in dieser Gegend sind ganz unbewaldet, aber mit Haide und niedrigem Gestrüpp bedeckt, in dem die Wildschweine sich verbergen und dem enttäuschten Jäger ein Schnippchen schlagen. Ein Araber zeigte mir die Fährte eines Ebers; sonst bekamen wir nur einen Schakal zu Gesicht, der obendrein das unverschämte Glück hatte, unseren sämtlichen fünf Kugeln zu entwischen und sich unversehrt in die Büsche zu schlagen. Um fünf Uhr war die Jagd beendet. Die Araber verschwanden wie durch Zauberei. Da die Jagd keinen Erfolg gehabt hatte, erhielten sie keinen Lohn; so will es die Sitte des Landes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen verliessen wir Tanger und schifften uns an Bord eines russischen Kriegsschiffes ein, das uns in 26stündiger Fahrt nach Mazaghan brachte. Die Abfahrt sowohl wie der Empfang fanden unter grossem Gepränge statt. In Mazaghan wurden wir durch den Pascha und die Notabilitäten der Stadt begrüsst und zogen, von einer ungeheuren Volksmenge begleitet, nach dem Zeltlager am Strande, das uns von nun an bis zu unserer Ankunft in Marakesch Obdach gewähren sollte. Das Lager bestand aus 36 Zelten. Der Gesandte, sein Sekretär und der Prinz Gh. führten eigene Zelte mit; den übrigen Reisenden waren solche vom Sultan zur Verfügung gestellt worden. Das meinige war sehr schön, rund und mass 4 m im Durchmesser. Die innere Einrichtung bestand aus einem Bett, zwei Tischen, einem Toilettentisch, drei Stühlen, einem Teppich und einem Koffer. Ich hätte nicht erwartet, auf afrikanischem Boden solchem Komfort zu begegnen. Zum Frühstück versammelten wir uns in einem Salonzelt, das persönliches Eigentum des Sultans ist und zum ersten Mal an Ausländer verliehen wurde. Die marokkanische Regierung ist offenbar gut informiert. Sie weiss die Bedeutung Russlands zu schätzen und behandelt seine Gesandten mit entsprechender Zuvorkommenheit. Eine Sehenswürdigkeit von Mazaghan sind die alten portugiesischen Befestigungen, die vier Jahrhunderten siegreich widerstanden haben. Darüber sieht man die marokkanische Flagge wehen, ein blutroter Lappen ohne jede Zeichnung.

Am 30. März brachen wir von Mazaghan auf. Der Pascha des Ortes begleitete uns bis zu dem Punkte, wo er von dem Chef des benachbarten Stammes mit 150 Reitern abgelöst wurde. Dann zog unsere nunmehr 250 bis 300 Köpfe zählende Karawane weiter, um das nächste Lager zu erreichen. Wir ritten schöne weisse, schwarze, braune und gefleckte Hengste. Ein diesem Heft beigegebenes Bild zeigt mich auf meinem Tier. Stuten sind verpönt; aber in der Umgegend der Dörfer, an welchen wir vorüberkamen, machten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich Araber häufig den Scherz, auf Stuten an unsere Kolonne heranzureiten. Dann gerieten unsere Tiere in grosse Aufregung, bäumten sich und drohten uns abzuwerfen. In solchen Augenblicken fühlte ich mich auf meinem Pferd, das ganz anders aufgezäumt war, als wir es in Europa gewöhnt sind, und meinen arabischen Zügeln in der Hand nichts weniger als wohl. Glücklicherweise dauerte der Spass nicht lange; unsere Soldaten liessen Hiebe nach allen Seiten regnen und verjagten bald die Störenfriede. Hier und da stürzte einer auf der eiligen Flucht auf dem unebenen Gelände, aber im Nu sass er wieder im Sattel und die ganze Gesellschaft war im Galopp verschwunden.

Die Organisation einer solchen Karawane dürfte Sie interessieren. Um den Arabern zu imponieren, ist es Sitte, dass der Gesandte selbst nichts befiehlt. Der Dragoman der Gesandtschaft ordnet alles an. Das Personal der Gesandtschaft bestand aus einem Lagerchef, einem Maître d'Hôtel, acht Dienstboten, einem Schreiner, zwei Soldaten, vier Juden als Sänftenträgern und einem Koch. Das vom Sultan gestellte Personal setzte sich zusammen aus einem Kalifen mit dem Rang eines Obersten, zwei Mussiten (Majoren), einem Fahnenträger, zehn Caïds (Hauptleuten), zwölf Unteroffizieren, drei Soldaten, zwölf Stallknechten, zwei Hufschmieden, zwei Wasserträgern, fünfundzwanzig Maultiertreibern, zehn Führern, einundzwanzig Freguias für das Aufbauen und Abbrechen der Zelte, zusammen 121 Leute. Als Lasttiere hatten wir zehn Kamele, jedes 300 Kilo tragend, siebzig Maultiere, 100 bis 150 Kilo tragend, und siebzig Reitpferde.

Auch die Verproviantierung einer solchen Expedition in einem solchen Lande hat ihr Eigentümliches. Die russische Regierung hatte Konserven aller Art und alle Getränke geliefert (drei Flaschen pro Mann und pro Tag für die Europäer, also 1500 Flaschen Wein und Mineralwasser). Hierzu kam der uns auf Befehl des Sultans von den verschiedenen Stämmen gestellte Tribut, die sogenannte Muna. Sie bestand täglich aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karawane. (Ankunft im Lager, Parade der Escorte im Hintergrund.)

Die Uebergabe der Muna.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

2—5 Rindern, 20—30 Schafen, 100—150 Hühnern, 250 bis 500 Eiern, 20—25 Zuckerhüten, 10—15 Töpfen Butter, 5 bis 10 Pfund Thee, 100—200 Broten, 30—40 Paketen mit Lichtern, 100—500 Orangen (diese sind in Marokko ziemlich selten), Gemüse u. s. w. Die Muna wurde gewöhnlich am Ende des Nachmittags von Abgesandten des Caïds oder Stammeshäuptlings ins Lager gebracht. Wurde sie vom Dragoman nicht genügend befunden, so wurde sie einfach zurückgewiesen und es musste ein entsprechender Zuschuss erfolgen. Auf dem beigegebenen Bilde sieht man die Uebergabe der Muna unter dem Präsidium des Dragoman vor sich gehen. Vor ihm steht eine Reihe von Zuckerhüten, dahinter liegen Pakete von Hühnern. Die Tagesordnung während der Reise war folgende: Um 3 Uhr Beladen der Kamele; um 4 Uhr Reveille; um 5 Uhr Frühstück, Abbrechen des Lagers, um $5^1/_2$ Uhr Abmarsch; zwischen $8^1/_2$ und $9^1/_2$ Uhr wurde Halt gemacht und eine Erfrischung eingenommen. Um $10^1/_2$ bis $12^1/_2$ Uhr fand die Ankunft im neuen Lager statt. Die Dienerschaft eilte stets eine halbe Stunde voraus, und wenn wir ankamen, fanden wir die Zelte bereits fix und fertig aufgestellt vor. Um 1 Uhr wurde das Diner serviert, von 2—$3^1/_2$ Uhr wurde Mittagspause gehalten; von $3^1/_2$—7 Uhr gingen wir auf die Jagd, und um 7 Uhr gab es Abendessen. Ein Bild unserer Karawane ist diesem Heft beigegeben.

Die Eskorte wurde jeweilig von dem Stamme, durch dessen Gebiet wir reisten, gestellt und variierte zwischen 50 bis 2000 Reitern. Die Ankunft der Eskorte fand immer unter grosser Feierlichkeit und dem Austausch von Komplimenten statt. Eine solche Höflichkeitsformel, die ein sehr einflussreicher Caïd an den Gesandten richtete, lautete: „Wenn Dein Pferd Dich nicht mehr sollte tragen können, so würde ich selber Dich auf meinem Kopfe bis zu meinem Herrn tragen.“ Der Anblick einer anrückenden Eskorte war oft ganz grossartig. Man denke sich tausend Reiter, die auf dem Raume eines Hügels in einer Reihe aufgestellt sind und auf ein gegebenes Zeichen im Galopp heransprengen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sattelzeug und Kleidung sind höchst malerisch. Der ganze Aufzug erinnert an den festlichen Schmuck eines mittelalterlichen Reiters. Bei den Reicheren sind Pferdedecken, Sattel und Zaumzeug mit gold- und silbergesticktem Sammet verziert, die Reiter selbst in hellen, bunten Seidenkleidern heben sich prächtig ab gegen den klaren, tiefblauen Himmel. Die Bewaffnung ist ganz arabisch und besteht aus dem bekannten, überlangen Steinschlossgewehr und einem gekrümmten Dolch in silberner Scheide. Bei den Marokkanern ist, ähnlich wie bei den Beduinen, die Fantasia eine beliebte kriegerische Reitübung. Sie besteht darin, dass eine Anzahl Reiter sich in einer Entfernung von 4—500 m in einer Reihe ordnen, zuerst im Schritt nähern, auf ein gegebenes Zeichen dann alle im schnellsten Galopp bis dicht an die Zuschauer heranjagen und ganz plötzlich das Pferd parieren, wobei zugleich die Gewehre abgefeuert werden.

Unser erstes Lager wurde auf einem felsigen, kahlen Hügel aufgeschlagen. Um die Zelte aufzustellen, mussten eine grosse Menge von Steinen entfernt werden. Hierbei kamen zum allgemeinen Schrecken einige Skorpione zum Vorschein, und jeder gab ein Mittel gegen Skorpionstiche zum besten. Ich gestehe, dass ich am meisten Vertrauen zu der arabischen Methode hatte, die darin besteht, die gestochene Stelle auszusaugen, nachdem man einen kleinen Einschnitt gemacht hat. Die Jagdverhältnisse waren auf der ganzen Reise nicht glänzend. Unsere ganze Beute bestand aus Wachteln, Rebhühnern, seltenen Hasen und einer kleinen Trappenart. Hochwild gab es überhaupt nicht. Die Hasen werden von den Einheimischen mit Windhunden gehetzt. Das durchreiste Land bietet kein besonderes Interesse. Die „Kaiserliche Strasse“ von Mazaghan nach Marakesch besteht aus einer Reihe von Pfaden in der öden Steppe. Die Vegetation ist infolge Wassermangels äusserst spärlich; Bäume fehlen fast ganz, bis auf einige Caruben, Palmen und Dornbüsche. Zahlreicher als die Bäume sind auf dem Wege die Marabus oder Heiligengräber, die als Moscheen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dienen. Die Abbildung eines solchen Marabu ist diesem Heft beigegeben. Einzelne Gebiete sind ausserordentlich fruchtbar und könnten bei rationeller Bewässerung gute Erträge liefern; aber der Araber scheut den Ackerbau und betreibt nur Viehzucht. Die Preise sind ausserordentlich niedrig, da, ausser nach der algerischen Grenze, so gut wie kein Export stattfindet. Ein grosser, fetter Hammel kostet etwa 3 Frcs., ein Ochse 30—40 Frcs. Wenn man etwas mehr von dem Preise der Lebensmittel weiss, staunt man weniger über die scheinbare Ueppigkeit der Muna.

Die Wasserverhältnisse sind für unsere Begriffe eigentümlich. Es giebt keine Flüsse oder Bäche. Aus der Regenzeit bleiben einige abflusslose Teiche zurück, die sich bis Ende März halten, gegen Ende April aber sind sie sämtlich ausgetrocknet. Ein solcher Teich, an dem unser Weg vorüberführte, ist umstehend abgebildet. Das Wasser wird überall mit Schöpfeimern aus der Tiefe heraufgeholt. Manche solcher Brunnen, wie beispielsweise der in Smîra, erreichen eine Tiefe bis zu 110 m. Im Rîf sollen, wie man mir sagte, warme Quellen häufig sein. Sie entspringen mitten in den Dörfern, fliessen zwischen den Häusern durch und werden von Scharen von Krüppeln und Kranken aufgesucht, die dort von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben, bis sie Heilung gefunden haben. In der That ist die Wohlthätigkeit eine der Vorschriften des Koran, die in Marokko am strengsten beobachtet wird. Der Arme achtet den Besitz des Reichen, denn er weiss, dass er ihm in gewissen Sinne mitgehört, und der Klassenhass scheint in dieser primitiven Gesellschaft noch nicht zu existieren. Unterwegs wurde ich zu einem Kranken gerufen, einem Taleb (Schriftkundigen), den uns der Sultan nach Mazaghan entgegengeschickt hatte. Der Zustand des Unglücklichen hatte sich auf der Reise so verschlimmert, dass er liegen geblieben war. Er litt allem Anschein nach am Krebs und war nicht mehr zu retten; schwerlich ist er noch lebend nach Marakesch zurückgekehrt. Ich wollte ihm, da ich ihm sonst nicht helfen konnte, durch eine

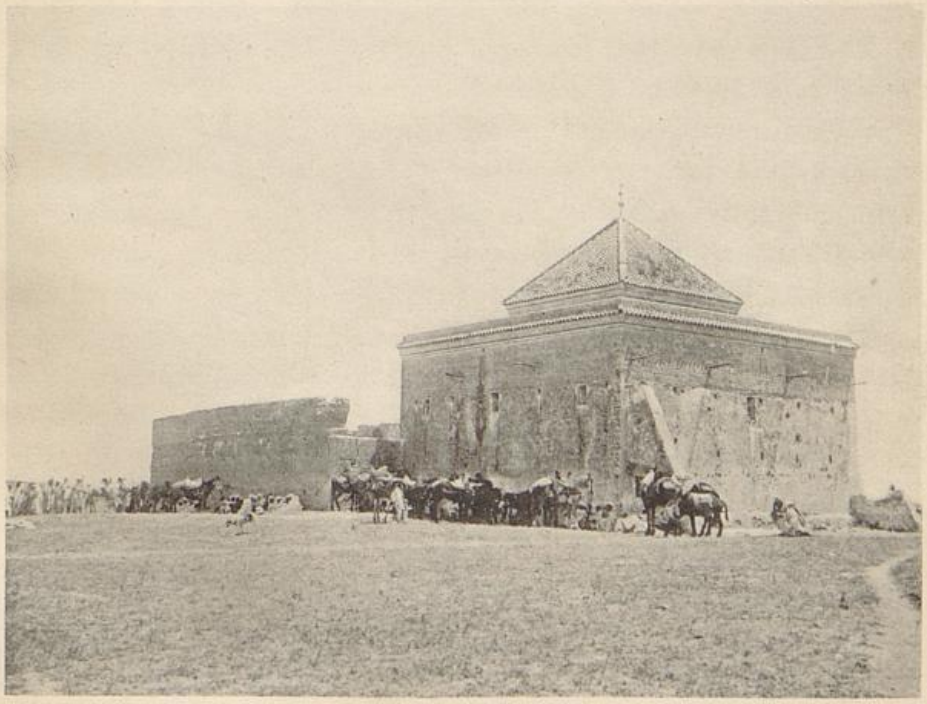
Morphiumeinspritzung vorübergehende Linderung verschaffen, aber unser Dolmetscher, dessen Gehülfe und der Taleb unserer Gesandtschaft widerrieten mir dringend, dem Manne irgend eine Arznei zu reichen. Man hätte sonst seinen Tod unfehlbar auf meinen Eingriff zurückgeführt, und es hätten uns die grössten Unannehmlichkeiten daraus entstehen können.

Wir durchritten nun den Djebilât, eine Bergkette von 800—1000 Höhe, die Verlängerung des Tell-Atlas. Das Gestein besteht teils aus Schiefer, teils aus rosa Marmor. Auf der Höhe der Berge geniesst man eine prachtvolle Aussicht auf die umliegende Ebene von Marakesch und die mächtige Wand des dahinter emporragenden grossen Atlas, dessen schneebedeckte Gipfel, so weit das Auge reicht, von Osten bis zum Westen, in ununterbrochener Linie sich ausdehnen. Den Sonnenuntergang von dort aus zu beobachten, wie ich es zufällig bei einem Jagdausflug erlebte, gewährt einen unvergesslichen Eindruck. Zwei Stunden nach dem Abstieg erreichten wir die Brücke von El-Kantra, die mit 31 Bogen den Wâdî Tensift überspannt. Leider wird für die Erhaltung dieser Brücke so wenig gethan, dass sie nur noch eine schöne Ruine ist. Das Pflaster ist voll von Löchern und hier und da fehlt das Geländer.

Am 8. April, nach neuntägigem Marsch, zogen wir mit grosser Feierlichkeit in Marakesch ein. Ein Ehrengeleit von 5000—6000 Mann wurde uns gestellt. Hier die Ordnung unseres Zuges: An der Spitze ritt der Caïd Acha mit einem Fahnenträger und mehreren Reitern. Ihm folgte der Caïd Achmed, dann der Gesandte zu Pferde mit je einem Fusssoldaten zur Seite, hinter ihm in einiger Entfernung der Dolmetscher. Dann kam Frau v. B., auf einem Maultier reitend, begleitet von zwei Dienern, zur Rechten der Prinz G., zur Linken ihr Schwiegersohn, Herr v. K. Nun folgte ich mit dem Prinzen Gh., endlich der Lagerchef, der Taleb und das ganze Gefolge. Auf der ganzen Strecke bildeten Reiter mit marokkanischen Gewehren Spalier; zwischen ihnen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Quartier-Thor in Marakesch.



Marabu von Sidi-ben Nur.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

uns befand sich eine doppelte Reihe von Soldaten in roten, orangegelben und kupferfarbenen Uniformen. Selbstverständlich herrschte in diesem Menschengewühl die grösste Unordnung. Der Weg, bald breit, bald schmal, erlaubte uns nicht Abstand zu halten, ausgefahrene Geleise und grosse Löcher versperrten stellenweise die Strasse; die Pferde wurden unruhig und bäumten sich; die Bajonette der Soldaten drohten beständig, uns die Augen auszustechen; zwischen den Mauern brütete eine unerträgliche Hitze und ein fürchterlicher Staub hüllte alles ein. Durch ein Wunder lief die Sache glatt ab, und wir erreichten glücklich den uns angewiesenen Palast, froh, am Ziel unserer Reise angelangt zu sein. Das sehr schöne, zweistöckige Gebäude gehörte dem Onkel des Sultans, Mulai-Ali, der, wie sein Bruder und alle übrigen Verwandten, im Dunkel eines Gefängnisses dahinsiecht. In der Mitte befand sich ein grosser, mit einem Säulengang umgebener Hof, in den sich die Zimmer öffneten. Der Sultan hatte sich die Ausstattung der Räume etwas kosten lassen. Die Wände waren bis zu einer Höhe von 2 m mit Stoffen bedeckt, die mit reichen, wirkungsvollen Mustern in Applikation von Tuch auf Tuch und Tuch auf Seide bestickt waren. Alle Zimmer waren ohne Fenster, hatten aber sehr grosse, mit roten Tuchportieren verhängte Thüren. Der Garten prangte, trotz grosser Vernachlässigung, in herrlicher Ueppigkeit. Er war von erhöhten, aufgemauerten Wegen durchzogen, zwischen denen der Boden zur Bewässerung überschwemmt wird. Neben unserem Palast lag das Hauptminaret von Marakesch, der Kutubia. Hier soll sich eine Bibliothek befinden, die jedoch seit 300 Jahren nicht geöffnet worden ist.

Die Einwohnerzahl von Marakesch beträgt ungefähr 100 000 Köpfe; da aber kein Zivilstand existiert, so hat diese Angabe nur einen relativen Wert. Die Stadt ist in Viertel eingeteilt, die sämtlich mit Thoren versehen sind und um 10 Uhr verschlossen werden; das Thor des Judenviertels (Mellah) wird sogar schon um 6 Uhr geschlossen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stellung der Juden in Marokko ist eine sehr missachtete. Es gelingt ihnen zwar, sich selbst bei den wildesten Stämmen einzunisten, die sonst keine Fremden dulden, aber nur auf Kosten ihrer bürgerlichen Existenz, ihrer persönlichen Freiheit, ja, der allerersten Menschenrechte. Der Besuch des Judenviertels und des Marktes von Marakesch war sehr interessant, aber stark beeinträchtigt durch den herrschenden Schmutz.

Als Verkaufsläden dienen nur offene Gewölbe, die teils den Marktplatz umsäumen, teils an der Strasse liegen. Der Verkauf einer bestimmten Ware ist gewöhnlich in einer Strasse vereinigt, die man Bazar nennt; so gab es Bazare für Waffen, Kupfergerät, Stoffe u. s. w. Stellenweise sind die Strassen gegen die Sonne überdacht. Die Soldaten, ohne deren Begleitung wir nicht ausgehen durften, drängten jeden unbarmherzig zur Seite, der uns im Wege war.

Am ersten Morgen hielt ich eine Reihe von Konsultationen ab. Der Marokkaner würde zwar um nichts in der Welt sein Geld einem christlichen Bankhaus anvertrauen, seinen Körper aber vertraut er seltsamer Weise ohne Zögern europäischen Aerzten an. Später machten wir einen Besuch bei dem Caïd Maclean, einem Engländer, dem es gelungen ist, sich zum Oberbefehlshaber der marokkanischen Fusstruppen aufzuschwingen. Sein Geschäftssinn soll ihm ein sehr bedeutendes Vermögen eingetragen haben. Sein Haus, im marokkanischen Stil erbaut, ist ausserordentlich schön. Die Räume haben Oberlicht und sind in reichen, aber zugleich milden violetten Tönen gehalten. Ueberall liegen schöne Teppiche; abends erstrahlen sämtliche Zimmer in Acetylenbeleuchtung. Eine interessante Persönlichkeit lernten wir in Dr. Linarès kennen, einem Südfranzosen, der bereits seit 20 Jahren in Marakesch praktiziert. Er war nicht nur der Leibarzt, sondern auch der Freund und stete Begleiter des alten Sultans und hat viel gesehen, was Europäern sonst nicht zugänglich ist. Sein Haus ist ein wahres Schmuckstück marokkanischen Baustils. Dr. Linarès begleitete mich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das marokkanische Ministerium.

Platz vor dem Kutubra, wo die Wäsche gewaschen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Lesehalle in Bremen

in das ausserhalb der Stadt gelegene Quartier der Leprosen. Der Eingang ist in keiner Weise bewacht; jeder darf frei eintreten. Die hier am häufigsten auftretende Form der Krankheit führt zur Atrophie der Gliedmassen und schliesslich zum Verlust derselben. Kinder scheinen selten zu erkranken.

Vom Dach der französischen Mission aus hatten wir Gelegenheit, einen Einblick in das Leben der Kaserne von Marakesch zu thun. Sie ist mit hohen Mauern umgeben, innerhalb derer sich ein wahres Dorf ausbreitet, belebt von Greisen, Kindern und Frauen. Letztere sind zum teil rechtmässige Ehefrauen der Soldaten, zum weitaus grösseren Teil aber werden sie von den Soldaten gehalten und bezahlen ihrerseits für ihren Aufenthalt in der Kaserne eine Abgabe von 1—3 Frcs. per Woche an den Kriegsminister. Es soll dies eine seiner Haupteinnahmen sein.

In Marakesch hatte ich die seltene Gelegenheit, einen Sklavenmarkt zu sehen. Leider wurde der Markt bei Sonnenuntergang in einem dazu bestimmten Hofe abgehalten, sodass es unmöglich war, Momentaufnahmen zu machen. Versteigert wurden vorwiegend Negerinnen, teils mit, teils ohne Kinder. Die Preise bewegten sich zwischen 150 und 250 Pesetas (= Franken). Eine Schönheit — in diesem Genre — kann bis 500, auch sogar 1000 Frcs. erreichen; Kinder erhöhen ihren Wert, weil sie selbst bald nützlich werden. Die menschliche Ware schien ihr Schicksal sehr gelassen zu tragen, und in der That: das Los marokkanischer Sklaven ist nicht so bemitleidenswert, wie man bei uns wohl glaubt. Sie werden ähnlich oder besser behandelt als europäische Dienstboten, entsprechend dem hohen Geldwert, den sie darstellen, und nach dem Gebot des Koran „Gebet Euren Sklaven ein Anteil von den Gütern, die Euch Gott gegeben hat". Sie bilden einen Teil der Familie und sehnen sich gar nicht nach Freiheit, die für sie nur eine Gefahr wäre. Die Sklaven werden mit Glüheisen im Gesicht gezeichnet. Die breite Narbe auf der Backe erinnert an die Schmisse der Korpsstudenten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am dritten Tage nach unserer Ankunft fand der offizielle Empfang der Gesandten durch den Sultan statt. In einem Hof waren einige Tausend Soldaten in Parade aufgestellt. Der Gesandte ritt ein graues Pferd, die einzige Farbe, die, ausser weiss, bei grossen Feierlichkeiten gestattet ist. Da Uniformen bei dieser Gelegenheit unerlässlich waren, trugen wir alle teils diplomatische, teils Offiziers-Uniformen. Mir selbst war zu diesem Anlasse eigens vom Bundesrat erlaubt worden, meine Hauptmanns-Uniform anlegen zu dürfen.

Wir hatten kaum Aufstellung genommen, als der Sultan unter einem roten Schirm, umgeben von vier Fliegenwedlern, mit dem Grossvezier langsam in den Hof ritt. Er näherte sich dem Gesandten bis auf zehn Schritt und hielt dann an. Hierauf verlas der Gesandte seine Adresse. Der Sultan verhielt sich dabei vollkommen teilnahmlos, als ginge ihn der ganze Vorgang nichts an. Er zählt kaum achtzehn Jahre, sah aber aus, als wäre er mindestens dreissig. Sein bartloses Gesicht mit stark ausgeprägtem Profil blickte zugleich scheu und grausam; ich wurde unwillkürlich an die Tyrannen der römischen Kaiserzeit erinnert. Sichtlich befangen las er von einem Papier, das er in der Hand hielt, mit schwacher, unsicherer Stimme seine Erwiderung ab. Der Grossvezier übergab die Schrift dem Dolmetscher und dieser übersetzte sie dem Gesandten. Hierauf wurden wir einzeln vorgestellt, wobei die Prinzen als „Emire“ fungierten und ich den Titel Caïd erhielt, wozu ich angeblich durch meinen Hauptmannsrang berechtigt war. Nach Beendigung der Zeremonie machte der Sultan kurz Kehrt, ohne uns zu grüssen, und verliess den Hof.

Einige Tage später wurden wir zu einem Frühstück beim Grossvezier geladen. Wir betraten zunächst einen grossen, von einem gedeckten Gange umgebenen Hof. Der Fussboden bestand aus italienischem Marmor mit einer Borte aus Mosaik. Ueberall drängte sich eine zahlreiche Dienerschaft. Mit Ausnahme von uns ging alles barfuss. Der Empfangssaal, 20 zu 7 m gross, war mit gesticktem Sammet dekoriert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Höchst originell wirkte für unsere Begriffe die Ausstattung sämtlicher Räume mit schönen, englischen Himmelbetten nebst Bettzeug. In Marokko gilt das europäische Bett einfach für ein Prunkstück; es muss da sein, aber man benutzt es nicht, sondern liegt auf einer Matratze an der Erde. Ich lasse hier das Menu folgen: Suppe, stark gewürzt, mit dicker Fettschicht; Fisch (erscheint nicht, ist wahrscheinlich zwischen Mazaghan und Marakesch hängen geblieben); Tauben mit mint sauce; Hühner und Tauben (fast europäisch gebraten); gekochtes Rindfleisch; rohe Artischokenböden mit irgend einem Gemüse; Oliven mit Gemüse; Kuskus (Reisgericht) mit Nieren; Truthahn, farciert; Kopfsalat (ohne Zubereitung); Rüben, übermässig gepfeffert, mit Tomatensauce; weisse Trüffeln, gekocht (schmeckten wie Kartoffeln); Maccaroni, gezuckert und gebacken; zwei unbestimmbare Gerichte; arabische Kuchen (vier Sorten); Orangekompot (mit Oel und Pfeffer); europäische Kuchen, Dessert, Früchte u. s. w. Als Getränk diente schmutziges, schlammiges Wasser mit ockergelbem Bodensatz.

Unser Wirt, der Grossvezier, war ein etwa 60jähriger Mann. Sein Grossvater ist Sklave gewesen; wie er es verstanden hat, seine hohe Stellung auszunutzen, zeigte sich, als er im vorigen Jahre starb. In seinen Kellern fand man 300 Millionen Franken in Gold, die nach Landessitte dem Sultan zufielen. Dieser eigentümliche Gebrauch ist wohl aus einer Art Notwehr gegen die bestehenden Verhältnisse entstanden, denn da der Reichtum dieser hochgestellten Beamten im wesentlichen durch Unterschleif erworben ist, erhält der Sultan bei ihrem Tode nur das zurück, was ihm von Rechts wegen zukommt. Später trat ich noch in nähere Beziehungen zum Grossvezier, dadurch, dass er mich zu einer ärztlichen Konsultation auffordern liess. Ich erhielt dadurch die seltene Gelegenheit, das Innere seines Palastes nicht nur zu sehen, sondern auch photographieren zu dürfen. Eines dieser Bilder, das einen Innenraum des fürstlichen Palastes darstellt, ist umstehend reproduziert. Was die Konsultation

selbst betrifft, so hatte ich zunächst die grösste Mühe, dem Grossvezier begreiflich zu machen, dass ich ihn als Arzt nur mit Zustimmung und unter Begleitung von Dr. Linarès besuchen könne. Diese Rücksicht schien ihm höchst überflüssig; indessen fügte er sich endlich und wir begaben uns zur angesetzten Stunde zu dem hohen Patienten. B'Achmed lag auf einer einfachen Matratze, während wir gebeten wurden, auf zwei von Sklaven herbeigetragenen Stühlen Platz zu nehmen. Ich untersuchte erst sein Gesicht, das eine leichte linksseitige Lähmung zeigte. Als ich ihn aber aufforderte, sich zu entkleiden, damit ich auch Herz und Lunge untersuchen könne, stiess ich auf heftigen Widerstand. Nach einer lebhaften Diskussion liess er sich endlich bestimmen, eines seiner zahlreichen Kleidungsstücke nach dem andern abzulegen, bis ich schliesslich meinen Patienten im Naturzustande vor mir hatte. Dr. Linarès versicherte mir später, dass er es noch nie so weit gebracht habe, und beglückwünschte mich zu meinem Erfolg. Es war ihm denn auch bisher nicht möglich gewesen, das Herzleiden zu konstatieren, das ich als Ergebnis der Auskultation feststellen konnte. Der Grossvezier soll sich nachher sehr befriedigt über die Gründlichkeit meiner Untersuchung ausgesprochen haben.

Gelegentlich eines Besuchs beim Chaïd Me-Chuar, dem Ober-Hofmarschall, machte ich die Bekanntschaft eines marokkanischen Kollegen, eines Leibarztes des Sultans. Ich gebe den Wortlaut unseres Gesprächs wieder, das durch einen Dolmetscher vermittelt wurde:

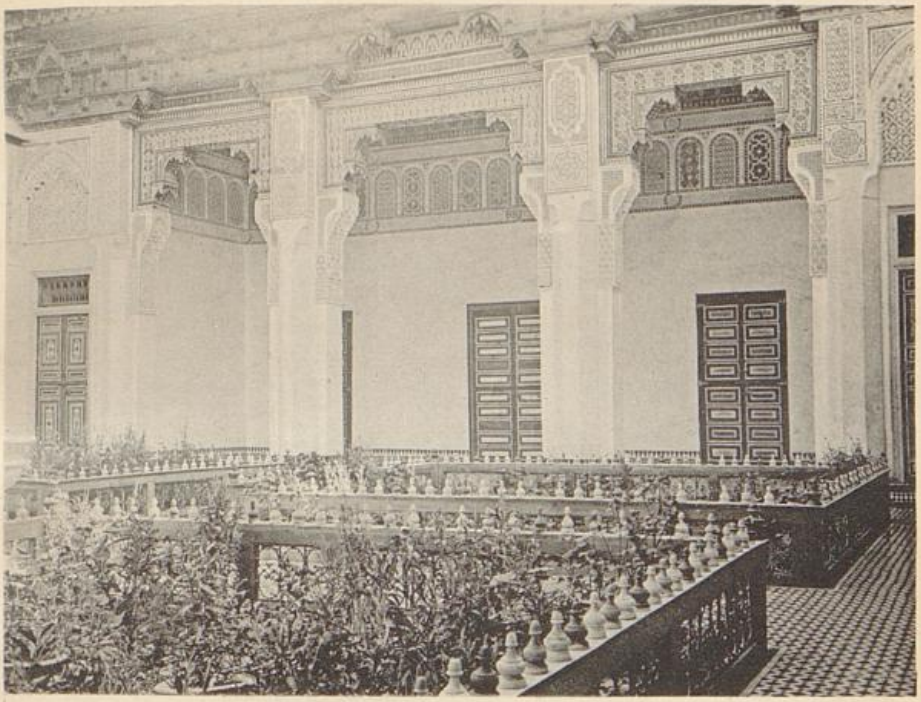
Ich: Wo hast du deine Studien gemacht? Wohl in Fês, oder giebt es andere medizinische Schulen?

Er: Ich brauchte keine Studien zu machen; wir sind geborene Aerzte. Mein Vater und Grossvater waren schon Aerzte.

Ich: Bist du auch Chirurg oder nur Mediziner?

Er: Die Chirurgie ist vom Koran verboten; wir legen nur verschiedene Mittel auf die Wunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Interieur beim Grossvezier.

Schloss Glauï im Atlas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ich: Die Araber haben doch schon vor vielen Jahrhunderten trepaniert; die europäischen Aerzte kennen diese Operation von den Arabern.

Er: In Marokko weiss man nichts von dieser Operation.

Ich: Woher kommt es, dass in Marokko keine Krankenhäuser existieren?

Er: Es giebt Krankenhäuser in allen Hauptstädten, auch in Marakesch ist ein Spital.

Ich: So lass mich dieses Spital mit dir besuchen.

Er: Das ist leider unmöglich. Ein Krankenhaus ist ein heiliger Ort, wo gebetet wird, wie in den Moscheen, und Christen dürfen es nicht betreten.

Thatsächlich aber existiert, wie mir Dr. Linarès mitteilte, in Marakesch überhaupt kein Krankenhaus; es giebt nur ein Haus, wo man die Geisteskranken einsperrt und ähnlich behandelt oder misshandelt wie bei uns im 12. Jahrhundert. Das Amulett mit einem Spruch aus dem Koran oder anderen Zauberformeln ist ein Hauptmittel der marokkanischen Therapeutik, und da die Kranken fest an dieses Mittel glauben, so erweist es sich, namentlich bei Nervenerkrankungen, nicht selten wirksam.

Der Prinz Gh. unternahm von Marakesch aus einen längeren Jagdausflug in den Atlas, um Moufflons zu schiessen. Ich hätte mich gern daran beteiligt, musste aber wegen einer leichten Verletzung, die sich Herr v. B. durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte, zurückbleiben. Uebrigens blieb die Jagd auch diesmal ohne Erfolg. Der Prinz erreichte nach dreitägigem Marsch bei ziemlich strenger Kälte das Schloss Glauï, eine mächtige, aus schwarzem Marmor errichtete Burg mit sechzehn Türmen, die den Pass zur Hochebene des Taffilelt beherrscht. Der Caïd war auf einem Kriegszuge abwesend. Sein Sohn empfing den Prinzen mit grosser Höflichkeit, gestattete ihm aber nicht, ohne Eskorte in die Berge zu reiten. Da der Moufflon sehr scheu ist, war es unter diesen Umständen ganz ausgeschlossen, zum

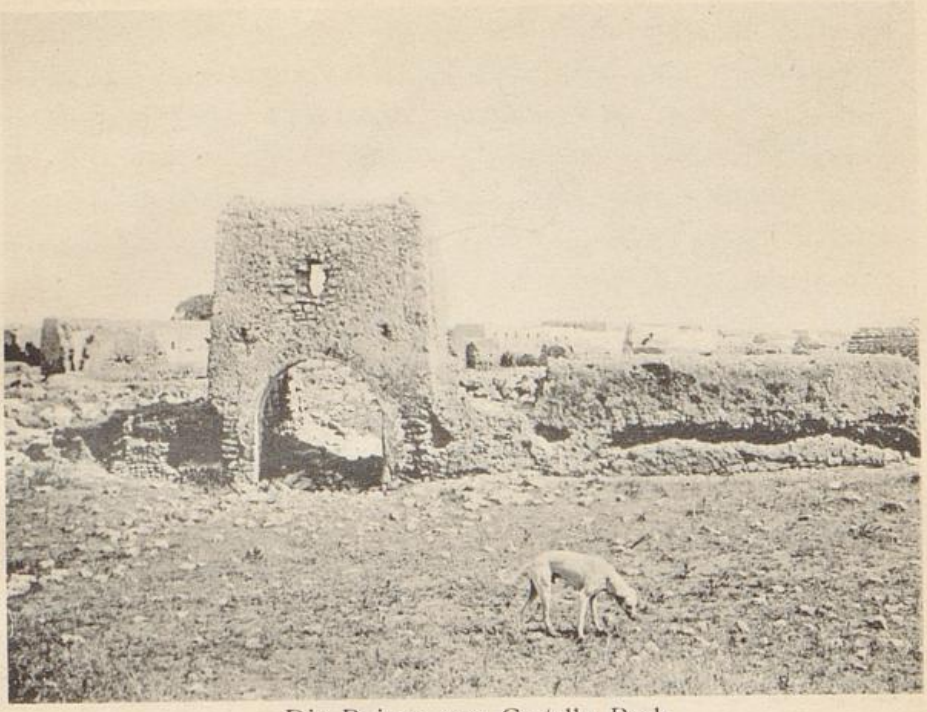
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schuss zu kommen. Der Prinz kehrte also unverrichteter Sache wieder zurück.

Inzwischen machten wir in Marakesch das marokkanische Osterfest mit, dort Lammfest oder Opferfest genannt. Ein Lamm wird ausserhalb der Stadt unter einem eigens errichteten Zelt geschächtet. Ein reitender Bote trägt dann im schnellsten Tempo das Tier in die Stadt, wo es noch lebend ankommen muss, worin ein gutes Omen erblickt wird. Nach dem Opfer findet ein Défilé vom Sultan, dem Grossvezier, der Infanterie und Artillerie statt. Hierbei gelang es mir, den Sultan und Grossvezier zu photographieren, was sonst ganz unmöglich gewesen wäre. Im Anschluss an dieses Fest wird eine Art Karneval gefeiert, wobei Menschen in tierähnlichen Vermummungen durch die Strassen geführt werden. Ausserdem wird in jeder marokkanischen Haushaltung ebenfalls ein Schaf geschlachtet und die Abfälle auf die Strasse geworfen. Während der drei folgenden Tage ist die Stadt buchstäblich verpestet. Ueberhaupt muss der Bakteriologe hier allerlei mit ansehen, wobei ihm die Haare zu Berge stehen. So wird die Wäsche vor der Stadt in einem Bache gewaschen, indem Negersklaven sie mit Füssen stampfen; der Bach fliesst in die Stadt und dient dort als Trinkwasser!

Einige Kilometer von der Stadt entfernt liegen sieben Hügel bei einander in der Ebene, von denen drei als heilig gelten und von Christen nicht betreten werden dürfen. Der Aberglaube will, dass das Besteigen der vier anderen dem Europäer tödlich wird. In der That ist Sir Gray, der englische Gesandte, der es dennoch wagte, hinaufzugehen, tags darauf in Marakesch gestorben. Frau v. B., ihr Sohn und ich liessen uns trotzdem nicht abhalten, die schöne Aussicht von dieser Anhöhe zu geniessen. Einen anderen Ausflug unternahmen wir auf Einladung des Sultans nach seinem Sommerhaus vor der Stadt. Der königliche Park ist von einer Mauer umgeben, die, wie alle Mauern hier zu Lande, aus Lehm hergestellt ist, ähnlich wie man bei uns Betonmauern in Kästen formt und feststampft. In der Mitte er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Die Ruinen von Castello Reale.

Teich zwischen Mazaghan u. Marakesch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

hebt sich ein kleiner Pavillon am Ufer eines Teichs; rings umher erstrecken sich grosse Olivenhaine. Der Minister des Aeussern, des Innern, der Handels- und der Hausminister waren zu unserem Empfange versammelt und zeigten namentlich für Frau v. B. lebhaftes Interesse. Ihrer weiblichen Ueberredungskunst gelang es denn auch, die Herren zu bestimmen, sich photographieren zu lassen, wozu sie im Grunde nicht übel Lust hatten, besonders nachdem ihnen der in allen Sätteln gerechte Prinz G. aus dem Koran bewiesen hatte, dass es eigentlich nur verboten sei, die menschliche Gestalt plastisch darzustellen, ein photographisches Bild mithin erlaubt sei. So entstand die umstehende Photographie des marokkanischen Ministeriums.

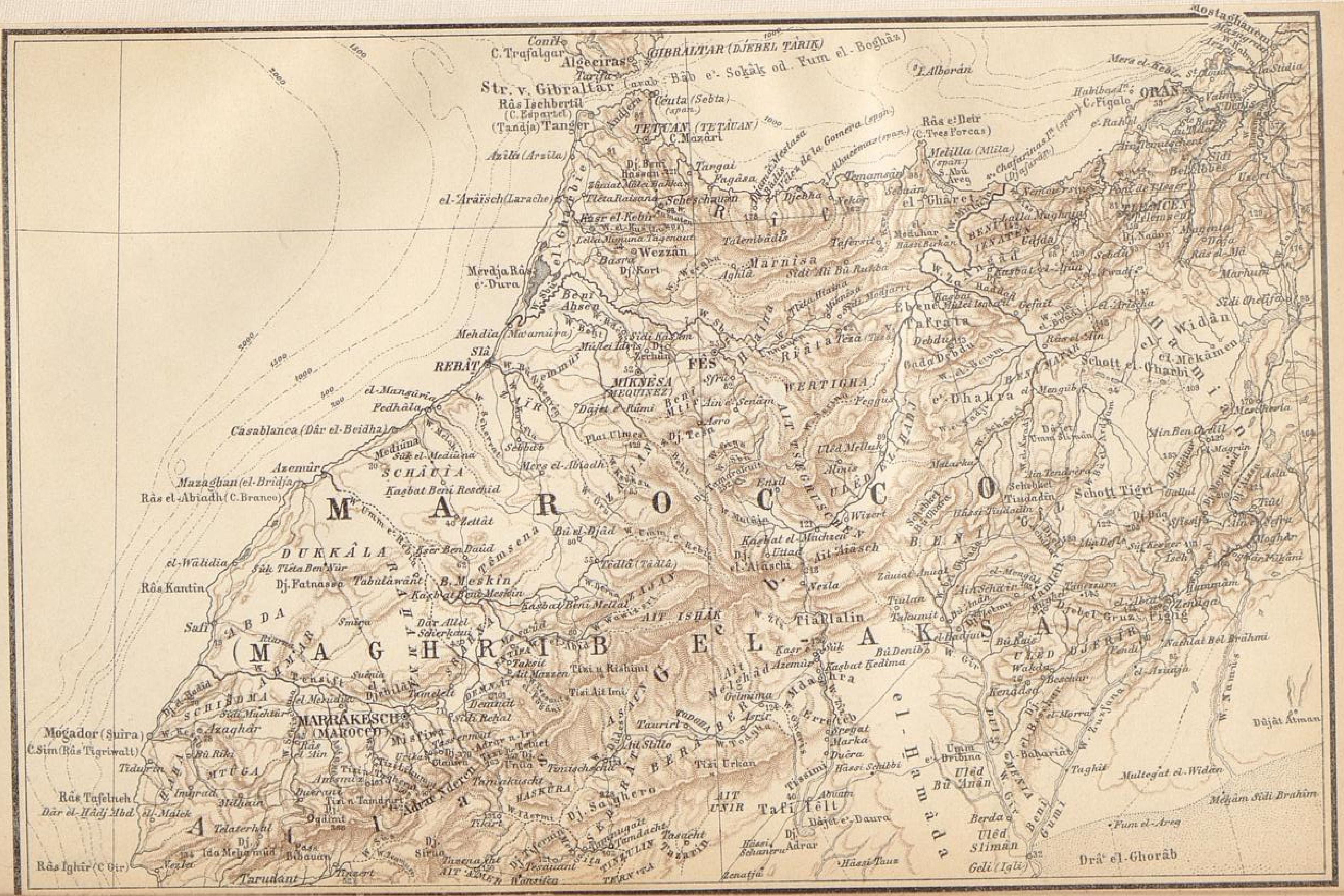
Nach diesem diplomatischen Erfolg begab sich Frau v. B. in den Harem des Grossveziers, während wir der Rebhuhnjagd oblagen. Frau v. B. ist die erste Europäerin, die in diesen Harem eingedrungen ist. Die Schwiegermutter des Grossveziers empfing sie und führte sie durch alle Räume. Es scheint, dass, abgesehen von der legitimen Frau und einer Lieblingssklavin, die übrigen Frauen, etwa 200 an der Zahl, nur zu Repräsentationszwecken gehalten werden. Ein grosser Harem gilt in Marokko so viel wie bei uns ein wohlgefüllter Marstall; Leute von hoher Stellung sind das ihrem Ansehen schuldig. Die Frauen waren unglaublich reich gekleidet und mit Juwelen bedeckt; die einfache Toilette der Frau v. B. erregte Staunen und Mitleid. Es wurden allerlei seltsame Gerichte serviert; als aber die Schwiegermutter mit beiden Händen in die Schüssel griff, um Frau v. B. die besten Stücke zu reichen, hatte diese Mühe, ihren Widerwillen zu verbergen. Zum Abschied erhielt sie zwei ungewöhnlich schwere goldene Armbänder, gestickte Stoffe, Pantoffeln u. s. w. Auch wir erhielten vom Sultan und Grossvezier jeder ein Pferd und reichverzierte Dolche.

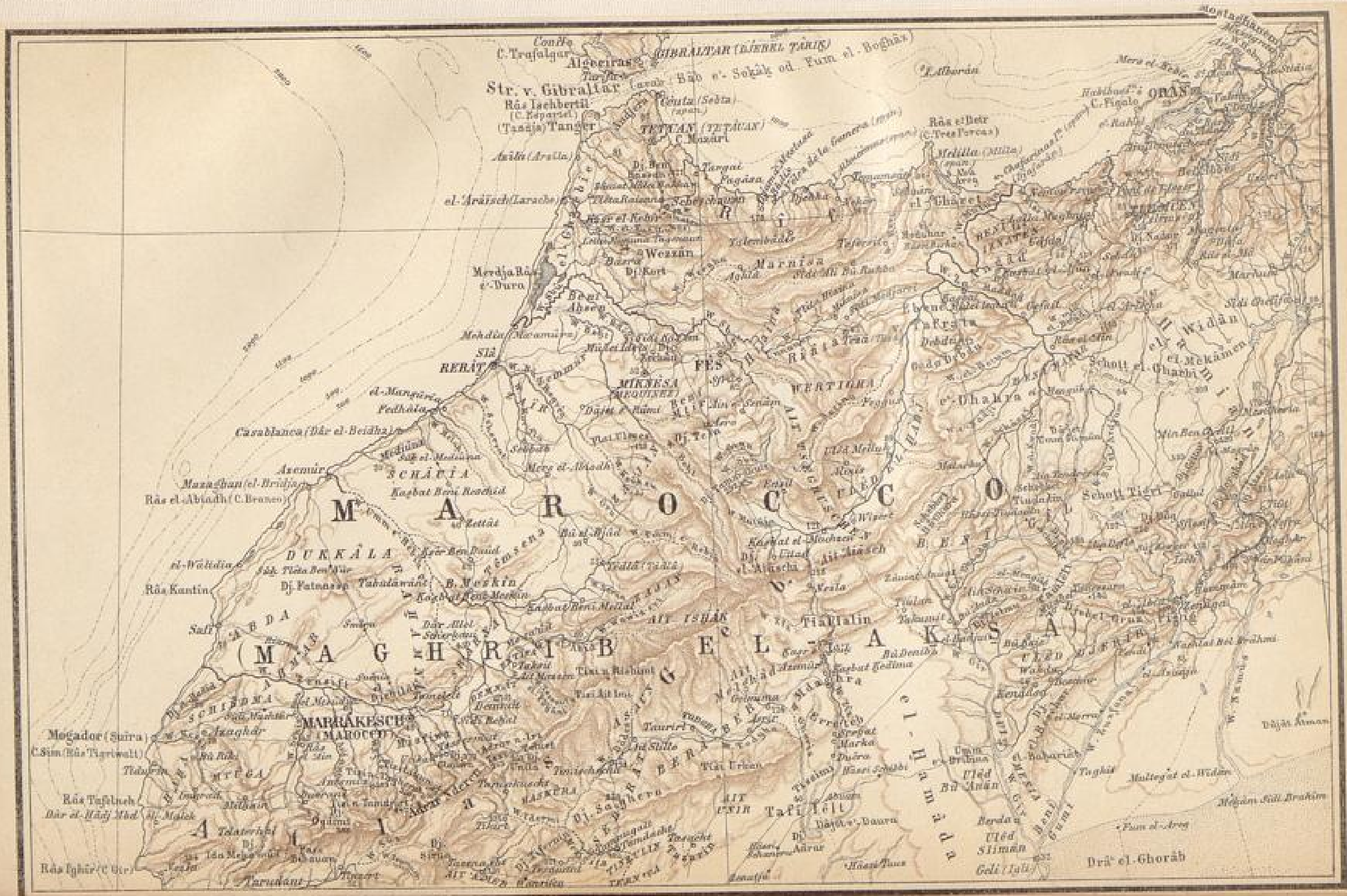
Inzwischen war der Prinz Gh. aus dem Atlas zurückgekehrt und wir rüsteten zum Aufbruch. Am 23. April

verliessen wir Mārakesch. Auf dem Rückweg hatte Prinz Gh. das Missgeschick, mit dem Pferde zu stürzen und sich eine Verletzung am Bein zuzuziehen, die uns anfangs in grosse Besorgnis versetzte, glücklicherweise aber keine schlimmen Folgen hatte. In Mazaghan mussten wir einige Tage auf unser Kriegsschiff warten und benutzten den unfreiwilligen Aufenthalt zu einem Ausflug nach Castello Reale, einer alten portugiesischen Festung, die, wiewohl 1506 erbaut, noch in allen Teilen wohl erhalten ist. Endlich erschien das Kriegsschiff, wir dampften nach Tanger und nahmen dort endgiltig Abschied von dem Lande, von dem ein marokkanisches Sprichwort in aller Bescheidenheit sagt: „Die Erde ist ein Pfau und Marokko dessen Schweif."

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG


MAROCCO
(MAGHRIB EL-AKSA)
Str. v. Gibraltar
GIBRALTAR (DJEBEL TARIK)
Algeciras
Tarifa
C. Trafalgar
Tanger
Ceuta (Sebta)
TETUAN (TETAUAN)
Azila (Arzila)
el-Araisch (Larache)
Wezzan
Mehdia
Sla
REBAT
MIKNESA (MEQUINEZ)
FES
Casablanca (Dar el-Beidha)
Azemur
Mazaghan (el-Bridja)
Ras el-Abiadh (C. Branco)
el-Walidia
Ras Kantin
Safi
Mogador (Suira)
MARRAKESCH (MAROCCO)
Tarudant
Ras Ighir (C. Gir)
Melilla (Mlila)
Ras e. Deir (C. Tres Forcas)
I. Alboran
ORAN
TLEMCEN
Mostaghanem
DUKKALA
SCHAUIA
ABDA
WERTIGHA
AIT ISHAK
Tafi Lelt
el-Hamada
Schott Tigri
Schott el-Gharbi
Dra el-Ghorab



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Korea.

Vortrag

von

Bruno Knochenhauer.

Bergassessor und Hütteninspektor.

Der nachstehende Vortrag des Herrn Bergassessor und Hütteninspektor Knochenhauer wurde am 25. Februar 1901 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft gehalten.

Meine Herren!

Es ist keine allzulange Zeit her, dass uns Korea kaum mehr als dem blossen Namen nach bekannt war. Erst in neuerer Zeit ist durch den chinesisch-japanischen Krieg, der sich ja um Korea drehte und auch wesentlich in Korea abgespielt hat, etwas mehr Interesse für dies Land wach geworden. Aber es hat eigentlich wenig tiefern Eindruck hinterlassen. Und selbst heute, wo Ostasien im Brennpunkte unserer ausländischen Interessen steht, hören wir nicht viel von Korea.

Ja, wir können behaupten, dass wir heute über das Innerste Afrikas — über Teile, die noch vor Jahrzehnten auf unsern Karten grosse weisse Flecken waren —, dass wir darüber heute besser unterrichtet sind, als über jene Halbinsel im fernen Osten Asiens, trotzdem das Land ein altes Kulturland ist, während wir es in Afrika mit wilden Völkerschaften zu thun haben. Woher kommt das? Es liegt das an der Politik der Abschliessung, die jene asiatischen Reiche so lange beobachtet haben, und Korea am längsten. Ein altes Kulturvolk kann dem Vordringen europäischer Zivilisation eben viel nachdrücklicheren Widerstand entgegensetzen, als ein Negerstaat. Dass aber Korea am längsten widerstanden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat, liegt einfach daran, dass man dies Land für das ärmste der drei ostasiatischen Reiche gehalten hat.

China und Japan waren den Fremden längst eröffnet, europäische Niederlassungen bestanden in allen Vertragshäfen, und selbst der deutsche Handel nach Ostasien war schon so bedeutend, dass in Shanghai eine deutsche Bank gegründet wurde — zu einer Zeit, da Korea noch ein verbotenes Land war. Seit Mitte der achtziger Jahre hat auch Korea Verträge mit europäischen Mächten abgeschlossen. Von nun an sehen wir Missionare, vereinzelte Kaufleute und auch Forscher durch das Land reisen, aber was wir heute davon wissen, ist herzlich wenig.

Ja, wir wissen noch nicht einmal Zuverlässiges über den Ursprung des Volkes und seine ethnologischen Beziehungen zu den Nachbarvölkern von China und Japan. Man glaubt ja wohl allgemein, dass die Koreaner tatarischen Ursprungs seien. Sie sind etwas grösser als die Chinesen und vor allem als die Japaner. In Tracht und in Sprache offenbaren sie sich uns als ein selbständiges Volk. Aber fast alles lehnt sich teils an chinesische Sitten, teils an japanische Eigenheiten an, und es scheint in der That, dass hier die Brücke in der Verwandtschaft dieser beiden Völker liegt. Zweifelsohne haben wir es mit einem uralten Kulturvolke zu thun — ja, wir können sogar mit Bestimmtheit annehmen — und alles deutet auch darauf hin, dass die Kultur nach Japan von China aus auf dem Wege über Korea gekommen ist. Wunderbar ist es nur, dass heute die Koreaner auf einer viel tiefern Kulturstufe stehen als die Chinesen und vor allem als die Japaner.

Um das zu verstehen, müssen wir uns die Geschichte des Landes klar machen.

Sie ist in tiefes Dunkel gehüllt, und absolut nichts wissen wir aus der Zeit vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Auch aus den folgenden Jahrhunderten wissen wir nicht viel, nur so viel erfahren wir, dass sich drei verschiedene Staaten in die Halbinsel teilen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zahlreiche Kriege der drei Reiche untereinander füllen fast das ganze erste Jahrtausend aus. Schliesslich unterwirft der König des nördlichen Staates Kaoli oder Korie (woraus später Korea geworden ist) die beiden anderen Staaten — aber unterstützt durch China. China hatte seine Hilfe zugesagt unter der Bedingung der Zusicherung einer jährlichen Tributpflicht. Von da an datiert das chinesische Souzeränitäts-Verhältnis; und das ist so geblieben bis zu dem vor wenigen Jahren geschlossenen Friedensvertrage von Shimonoseki.

Aber so ereignislos ist diese Zeit auch nicht verlaufen. Die Japaner haben schon im 12. Jahrhundert ihre Augen auf Korea geworfen. Ja, zeitweise war sogar der ganze südliche Teil der Halbinsel, das Reich Sinlah oder Sinrah, thatsächlich in japanischem Besitz. Dann werden die Japaner wieder hinausgeworfen, und so etwa im 14. Jahrhundert muss in Korea eine Zeit der Blüte geherrscht haben.

Im 16. Jahrhundert unterwerfen wieder die Japaner ganz Korea nach einem zwanzigjährigen grausamen Kriege. Um Ihnen ein Bild zu geben, wie grausam die Friedensbedingungen waren, will ich nur erwähnen, dass die Koreaner jedes Jahr sechsunddreissig Menschenhäute an Japan zu liefern hatten.

Nun, später wird diese Härte gemildert, und es tritt eine Naturalienabgabe an ihre Stelle. Allmählich schläft das ganze Tributärverhältnis zu Japan ein und die Japaner halten sich schadlos durch Gründung von Handelskolonien.

So haben wir in diesem Jahrhundert nur das Bild: Korea ist ein Tributärstaat von China. Der König von Korea empfängt seine Belehnung vom Kaiser von China, er muss allerhand Gesandtschaften nach Peking schicken — Kondolenz- und Beglückwünschungs-Gesandtschaften —, alljährlich den Kalender holen und dergleichen mehr. Es würde zu weit führen, hier die ganze Entwickelung des Verhältnisses zu China auseinanderzusetzen. Aber so dürftig diese geschichtlichen Mitteilungen auch sind, eines werden Sie doch daraus ersehen: Fast zwei Jahrtausende hindurch war Korea entweder der Zankapfel seiner freundlichen Nachbarn, oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Schauplatz innerer Kriege gewesen — und wenn wirklich einmal Ruhe und Frieden herrschte — dann seufzte das ganze Land unter dem Drucke einer barbarischen Tributpflicht.

Was das für einen Einfluss auf die Zustände ausüben muss, liegt ja auf der Hand. Die Regierung muss den Tribut schaffen, die Beamten pressen das Volk aus, und die Folge davon ist eine allgemeine Korruption auf der einen Seite, und Aufstände und innere Unruhen auf der andern.

Korea ist von jeher das klassische Land der Aufstände gewesen. Ein solcher Aufstand war es auch, der 1894 Veranlassung zu dem chinesisch-japanischen Kriege gegeben hatte. Chinesische Truppen erwiesen sich als untauglich, den Aufstand niederzuwerfen und die japanischen Handelsinteressen zu schützen.

Der Verlauf des Krieges ist Ihnen noch frisch im Gedächtnis. Die Chinesen wurden aus Korea vertrieben, das chinesische Geschwader in der Seeschlacht vorm Yalufluss überwunden. Im Frieden von Shimonoseki wurde dann Koreas Unabhängigkeit besiegelt.

Aber was war nun der Grund der steten Kämpfe um Korea? Wenn Korea ein armes, trostloses Land wäre, wie es selbst ein neuerer Reisender schildert, der es, nebenbei bemerkt, fertig gebracht hat, nach einem achttägigen Besuche ein ganzes Werk über Korea zu schreiben, ich sage, wenn es wirklich ein so trauriges Land wäre, so hätten sicherlich seine Nachbarn nicht danach getrachtet, es unter ihre Botmässigkeit zu bringen. Gerade so wenig, wie die Engländer jemals den Drang gehabt hätten, Zivilisation nach Transvaal zu bringen, wenn Transvaal eine Wüstenei wäre.

Die wenigen Reiseberichte sprechen sich entweder wenig oder gar nicht über den landwirtschaftlichen Charakter aus, oder sie stehen in krassem Gegensatze zu einander. Der eine Reisende schwärmt von der Schönheit der Gebirgsnatur, von der Ueppigkeit der Pflanzenwelt, und ein anderer berichtet uns von kahlen, baumlosen Bergen mit sandigen Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hängen und schildert uns ein armes Land, dessen Bewohner in elenden Lehmhütten kümmerlich ihr Dasein fristen. Wer hat nun recht? Da verlohnt es sich doch wirklich der Mühe, sich einmal die Verhältnisse etwas genauer anzuschauen.

Vorerst aber wollen wir uns, wenigstens in grossen Zügen, über die geographische Lage des Landes und die sich daraus ergebenden klimatischen Zustände klar werden.

Korea liegt zwischen dem 35. und dem 43. nördlichen Breitengrade. Nur der nordöstliche, an Sibirien grenzende Teil liegt im Norden des 40. Grades, die Hauptstadt Seoul und ihre Hafenstadt Tshemulpó liegen auf 37½ Grad, also etwa auf gleicher Breite mit Lissabon und Messina. Fusan, der südliche Hafen, parallelisiert mit Cypern und Kreta. Und um die Parallele weiter zu führen: Peking mit Neapel und New-York, und Shanghai mit Port Said und Jerusalem.

Also wird Korea ein warmes, ja, heisses Land sein, werden Sie schliessen. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erzähle, dass wir in Korea einen kältern Winter haben, als in irgend einem Teile Deutschlands? Ich selbst habe im letzten Winter im Innern drei Wochen lang hintereinander Kältegrade von 26—30° unter Null beobachtet.

Meine Herrschaften, wir müssen zunächst davon absehen, unsern europäischen Massstab anzulegen.

Vergessen wir nie, dass wir in Europa ein Klima haben, dass uns mit Fug und Recht eigentlich gar nicht zukommt. Ohne den liebenswürdigen alten Golfstrom, der den ganzen Nord-Atlantischen Ozean und die westeuropäische Küste bestreicht und erwärmt, könnte der norddeutsche Bauer gar nicht daran denken, sein Getreide zu bauen. Unsere Verhältnisse sind eben nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Gehen Sie hinüber nach New-York. New-York liegt etwas südlicher als Neapel und doch wird es dort kälter als in Berlin. Dem kalten Winter folgt ein heisser Sommer, viel heisser als irgendwo in Deutschland. Sehr ähnlich liegen die Verhältnisse in Ostasien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Klima Ostasiens wird ausschliesslich geregelt durch die Monsunwinde. Sie Alle kennen die Ursache und Wirkung von Land- und Seebrise. Das Land wird bei Tage mehr erwärmt als das Meer, daher folgt von Mittag an dem aufsteigenden warmen Luftstrome ein kühler Wind vom Meere aus. Das Umgekehrte findet nachts statt, weil das Meer die Wärme fester hält und das Land sich rascher abkühlt.

Setzen Sie diese Wechselwirkung ins Grosse um, und Sie haben die Monsunwinde. Hier der asiatische Kontinent, die grösste Ländermasse der Erde, dort der Grosse Ozean, die grösste zusammenhängende Wassermasse. Im Sommer, wenn die grosse Landmasse Innerasiens erwärmt ist, strömt ein südlicher und südöstlicher Seewind der Küste zu, im Winter weht ein eisiger kalter Wind von N. und NW. her aus Sibirien. Er ist natürlich desto weniger fühlbar, je mehr Sie nach S. gehen, und nun tritt die eigentümliche Erscheinung ein, dass im Sommer alle Orte von Singapur bis Peking die gleiche hohe Tropenwärme haben, während im Winter die Wärme auffallend rasch nach N. zu abnimmt. Schon Hongkong, das noch in der heissen Zone liegt, ist dann empfindlich kalt, man sucht gegen Weihnachten gerne den Winterüberzieher hervor, und in Peking herrscht schneidende Kälte.

Thatsächlich liegt im Juli das ganze weite Gebiet zwischen Singapur und Peking zwischen den Isothermen + 25° C. Die nördliche Linie senkt sich von Peking gen Osten rasch nach S., so dass ganz Korea zwar nördlich daran liegt, aber erst durch Wladiwostok geht dann die Isotherme + 20. Im Winter drängen sich die Linien gleicher mittlerer Temperatur in Korea auffallend dicht zusammen und die Winterkälte sinkt auch hier unverhältnismässig rasch vom S. zum N. Geht doch durch Fusan die Januar-Isotherme 0° und durch Nordkorea — 20°.

Das Frühjahr setzt im N. gut vier Wochen später ein, als in Seoul, und während hier Frühlingswetter lacht, kann 150 km nördlich das Thermometer auf — 9° sinken. Der

Oktober gilt in Seoul für den schönsten Monat im Jahre, und am Yaluflusse sind zur selben Zeit Schneefälle keine aussergewöhnliche Erscheinung.

Mai und Juni sind aber schon durchweg warm und trocken, dann folgt im Juli und August die Regenzeit, und mit Ausnahme des höchsten Nordens ein wunderbar schöner Herbst bis in den Dezember hinein. Heller Sonnenschein und klarer wolkenloser Himmel ist in Korea das gewöhnliche Wetter. Selten hält trübes oder regnerisches Wetter länger als zwei Tage lang an. Gewitter sind nur ausnahmsweise Erscheinungen. Nur im Hochsommer dauern die Niederschläge bei schwüler Hitze wochenlang an, wobei Regenmengen niedergehen, wie sie sonst nur in tropischen Ländern vorkommen. Erstaunlich ist dann die Kraft des Wachstums, die das misshandelte Land immer von neuem fruchtbar und ergiebig macht und in einem Sommer ein nieder geholztes Gehänge mit dichtem Gebüsche bekleidet.

Wer Korea in den ersten Frühlingsmonaten durchwandert hat und dann nach der Regenzeit abermals, der kennt das Land kaum wieder, einen so ganz andern, frischern und reichern Eindruck macht die Landschaft. Alles prangt im saftigsten Grün. Selbst die kahle und reizlose Gegend zwischen Tshemulpó und Seoul hat den öden, steppenartigen Charakter, dem ihr die abgeholzten, dürren Höhen mit ihren nackten Felsen und steinigen Schutthängen verleihen, ganz verloren. Die zahllosen Reisfelder, die uns im Winter und Frühjahr nur als öde und reizlose Wassertümpel entgegentreten und mit ihren vielen terrassenförmig angeordneten Dämmen dem Bilde etwas Eintöniges geben, gleichen jetzt unsern heimischen Getreidefeldern, wenn ein aussergewöhnlich reicher Erntesegen die schweren Aehren senken macht.

Selbst die koreanischen Dörfer sehen dann freundlich aus. Ueberall rankt sich der Kürbis und die Klettergurke empor. Die sonst so elenden, aus vertrockneter Kiefernhecke oder sonstigen Reisern oder auch aus Strohgeflecht gemachten Zäune sind völlig umrankt und übergrünt. Auf den Stroh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dächern lagern die schweren Kürbisse, wohin das Auge blickt, überall ein saftiges, fettes Grün und die Erträgnisse eines fast überreichen Erntesegens.

So war das Land, als ich im September 1898 zum dritten Male mit meiner Expedition von Tshemulpó aufbrach und nach Norden zog, so ganz anders als im März desselben Jahres, als ich die erste Reise nach dem Innern antrat.

Sie werden es nun verstehen, warum das Urteil der Reisenden über Korea so verschieden ausfallen kann. Wer ein Land wie dieses, dem die verschiedenen Jahreszeiten ein so wechselndes Gepräge geben, nur kurze Zeit bereist, dessen Urteil kann unmöglich zutreffend sein.

Und in diesen Verschiedenheiten des Urteils ist auch der Grund zu suchen, warum Nachrichten aus Korea teils so über die Massen skeptisch, teils so sanguinisch-optimistisch aufgefasst worden sind. Auch ich, ich muss es bekennen, hatte eine recht schlechte Meinung und wenig Hoffnung auf meine Mission, als ich die Reise nach Korea antrat.

Und nun lade ich Sie ein, meine Herren, mir in Gedanken zu folgen auf meinen Reisen durch dieses rätselhafte Land.

Es war im Herbst 1897 als die Aufforderung dazu an mich herantrat.

Eine in Tshemulpó ansässige deutsche Firma, fast die einzige europäische Firma in Korea, hatte mit der koreanischen Regierung einen Vertrag geschlossen, wonach ihr das Recht zustand, das Land bergmännisch durchforschen zu lassen und sich ein bestimmtes, grösseres Distriktsfeld auszusuchen, um darauf Bergbau zu betreiben. Praktisch kam dabei nur Gold in Betracht, denn es war längst bekannt, dass Korea nennenswerte Mengen dieses edlen Metalles ausführte. Ja, man nimmt sogar allgemein an, dass der grösste Teil der in Peking gehandelten Goldbarren aus Korea stamme. Wahrscheinlich mit vollem Rechte.

Zur Verwirklichung dieses Planes bildete sich in Deutschland ein Syndikat, das mich mit der Untersuchung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betraute. Anfang November 1897 schiffte ich mich in Neapel an Bord des deutschen Lloyddampfers Prinz Heinrich ein. Die Reise mit diesem grössten und schönsten aller nach Ostasien segelnden Dampfer ist eine der herrlichsten und abwechselungsvollsten Seefahrten, die man sich denken kann. Fast alle paar Tage bietet sich ein anderes Bild. Der herrliche Golf von Neapel liegt hinter uns, der ewig rauchende Vesuv ist kaum den Blicken entschwunden, so fahren wir in die Strasse von Messina ein. — Und während wir immer noch nach Westen schauen und der gewaltige Bergkegel des Aetna immer noch vor unserm geistigen Auge steht — wir verlieren den Anblick tagelang nicht in unserer Erinnerung —, dann fahren wir schon an der Südküste Kretas entlang und wir sehen die schneebedeckten Häupter des Ida vor uns.

Dann folgt Port Said. Langsam geht die Fahrt durch den Suez-Kanal. Endlos zu beiden Seiten breitet sich die Wüste aus. Tausende von Flamingos stehen in den seichten Seen rechts und links, und fern im Norden sieht man noch einmal im Purpur der Abendsonne die Häuser und Kuppeln von Port Said in riesiger Vergrösserung und umgekehrt in der Luft schweben. Das schöne Trugbild der Fata morgana!

Dann jenseit Suez wieder ein andres Bild, das Rote Meer. Millionen und abermals Millionen leuchtend roter Quallen, die zu gewissen Jahreszeiten an der Oberfläche schwimmen, haben ihm seinen Namen gegeben.

Wir legen in Aden an, jenem ödesten und heissesten Orte der ganzen Welt, wo alle Jubeljahre einmal ein Regen niedergeht. Dann geht es wieder ostwärts, vorbei am Kap Guardafui und der Insel Sokotra, und hinter uns liegt der schwarze Kontinent.

Acht Tage später sind wir in dem paradiesischen Ceylon. Dann kommt die Küste von Sumatra in Sicht. Die wunderbare Strasse von Singapur wird passiert und wieder werden die Anker geworfen. Man hat Zeit genug, sich Singapur anzusehen, und sein buntes Völkergemisch aller möglichen asiatischen Völkerschaften.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach vierwöchiger Fahrt sind wir in Hongkong. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte dort, einem Abstecher nach Kanton, langte ich endlich in Begleitung meines Assistenten am Neujahrstage 1898 in Shanghai an.

Dort wurden die Vorbereitungen zur Expedition getroffen: Zelte, Feldbetten, Kochgeschirre u. dergl. besorgt — und vier Wochen später befand ich mich auf dem japanischen Dampfer „Sagami Maru" auf der Fahrt nach Tshemulpó.

Einen vollen Tag lang fährt man durch die Inseln, die das Land gleichsam wie ein Schutzwall umgeben. Das Reich der tausend Inseln wird Korea in der poetischen, asiatischen Ausdrucksweise genannt. Aber die Poesie hört auf, wenn Nebel auf dem Gelben Meere liegen und die Fahrt zu einer der gefährlichsten Seefahrten der Welt machen. Die Gefahr wird noch vergrössert durch die gewaltige Stauung, die die Flutwelle hier erfährt. Beträgt doch in Tshemulpó der Unterschied der Gezeiten bis zu 10 m.

Aber ruhig und sicher kamen wir in Tshemulpó an. Völliger Winter herrschte dort noch, und es wurde März, ehe wir ins Innere aufbrechen konnten.

Mögen Sie sich nun vom Gelben Meere aus oder vom Japanischen oder auch von der Koreastrasse her der Halbinsel nähern, immer tritt Ihnen die Küste Koreas steil und felsig entgegen und die Hafeneinfahrten sind bei allen drei alten Vertragshäfen Tshemulpó, Fusan und Wönsan äusserst schwierig.

Und diesem felsigen Küstenbilde entspricht das Land im Innern durchaus. Es giebt nur wenige Gegenden, wo sich grössere Ebenen ausdehnen.

Dementsprechend ist auch das Reisen in Korea schwieriger und anders als das in China und in der Mandschurei. Dort reist man ganz allgemein in zweiräderigen, federlosen Karren und kann so mit 1 oder 2 Wagen eine mehrwöchige Reise ins Innere vornehmen. Aber in Korea geht das nicht. Man ist entweder auf die Sänfte angewiesen, oder wenn man dieses entsetzliche Vehikel, in dem man auf schönste Weise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seekrank werden kann, nicht liebt, dann setzt man sich auf den Pony und reitet durch das Land. Das ist das üblichste Beförderungsmittel in Korea und für den Transport von kleinen Lasten auch das einzig Mögliche. Diese kleinen Tiere, kaum grösser als unsere Esel, leisten übrigens Erstaunliches. Mit einer Last von 80—90 kg bepackt, klettern sie die steilsten Berge hinan, gehen sicher wie Ziegen auf schmalsten Saumpfaden und über kahle glatte Felsen, auf denen uns, mit unsern europäischen Schuhen, ein Vorwärtskommen höchst bedenklich erscheint.

Danach muss nun die Verpackung geregelt werden. Jedes Tier erhält zwei ausbalancierte Lasten, die seitlich auf einem Holzsattel festgebunden werden. Zu jedem Pferd gehört aber ein Führer, Mafu genannt.

Für meine erste Expedition brauchte ich 14 Pferde für Proviant, Zelte, Gezähe und Instrumente und drei Reitpferde, dann noch einen Dolmetsch, der sich von vier Trägern in der Sänfte tragen liess, 1 chinesischen Koch, 1 Diener, sodass wir alles in allem 17 Pferde und 26 Personen waren.

Verzeihen Sie, dass ich die Pferde zuerst nenne. Aber Sie wissen ja, bei jedem Reiter kommt zuerst das Pferd und erst dann er selber. Und so'n kleiner koreanischer Pony ist ein ganz verwöhntes Tierchen, der sogar buchstäblich sein warmes Frühstück verlangt. Das klingt merkwürdig, ist aber so und steht zweifelsohne ganz einzig in der Welt da. In Korea giebt es kein Futtergras, also auch kein Heu. Man füttert Rindvieh wie Pferde mit einem Gemisch von Häcksel und Bohnen, das halb gar gekocht und mit reichlich Wasser warm vorgesetzt wird. Niemals habe ich in Korea ein Pferd auch bei stärkster Hitze kaltes Wasser saufen sehen.

Noch einen wichtigen Ausrüstungsgegenstand habe ich vergessen zu erwähnen, nämlich Geld. Das in Korea übliche Zahlungsmittel sind die sogenannten „Kesch", jene auch in China gebräuchlichen Bronzemünzen mit einem viereckigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Loch, die auf einer Schnur aufgezogen werden. Da 500 Stück davon auf 1 jap Yen von 2 Mark Wert gehen, so braucht man mindestens zwei Ponys, das Portemonnaie zu tragen. Neuerdings ist aber der japanische Silberyen in Aufnahme gekommen, von denen wir genug in unseren Blechkoffern unterbringen konnten. Nur im Norden wollten die Leute von dieser Neuerung nichts wissen. In solchen Fällen wurde dann ein Pony vollständig mit solchen Geldwürsten beladen.

So ausgerüstet brachen wir im März, versehen mit Pässen und Empfehlungsschreiben der Regierung an die Mandarinen, ins Innere auf. Zur Orientierung dienten mir dabei eine grosse altkoreanische Karte, die in einigen 20 Blättern das ganze Land darstellt in ungefährem Massstabe von 1 : 240000. So einfach kindlich die Darstellung auch ist — die Wege sind in schnurgeraden Linien, die Gebirge bildlich im Aufriss in riesenhafter Vergrösserung eingezeichnet —, so stimmten doch die angegebenen Entfernungen wenigstens in den südlichen Provinzen auffallend gut mit der Wirklichkeit überein. Dem Kundigen gelten vor allem zwei Orientierungsmittel. Erstens die Pässe und zweitens die sogenannten Signalberge. Beide sind in den Karten angegeben und auch in der Natur deutlich zu erkennen. Die Pässe sind schon von weitem durch zwei einzeln stehende möglichst hohe Bäume erkenntlich. Wenn ringsherum alles abgeholzt ist, die Passbäume sind geheiligt und bleiben stehen. Mit den Signalbergen hat es eine andre Bewandtnis. Früher wurde auf ihnen nachts ein Feuer unterhalten und auf diese Weise von einem Signalberge zum andern nach Seoul telegraphiert, dass Ruhe und Frieden im Lande herrsche. In Kriegszeiten oder bei Aufständen wurden zwei Feuer angezündet. Nach dem japanischen Kriege, der so manchen Wandel in Korea geschaffen hat, ist auch dieser alte Brauch geschwunden. Aber die Signalberge sind doch auch heute noch kenntlich. Es sind die höchsten Kuppen, sie sind stets kahl und erkennbar an den weithin sichtbaren Zickzackwegen, die sich bis auf den Gipfel hinaufziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im grossen und ganzen leisten einem diese beiden Orientierungsmittel ganz vorzügliche Dienste.

Bei Antritt der ersten Expedition wendete ich mich erst nach S., um den im März noch rauhen Klima im N. aus dem Wege zu gehen.

Massgebend für den Reiseweg war eine Liste aller goldproduzierenden Gegenden, die sich unser Dolmetscher aus den Listen des Haushaltungs-Departements zu verschaffen gewusst hatte.

Von der Zuverlässigkeit und Gewandtheit eines solchen Dolmetschs ist man überhaupt vollständig abhängig und seine Auswahl erfordert die grösste Vorsicht. Wie man bei allen Erkundigungen, bei jedem Handel mit den Eingeborenen ganz und gar auf den guten Willen dieses Mannes angewiesen ist, so machen auch umgekehrt die Koreaner in erster Linie den Dolmetsch für alle Handlungen der Reisenden verantwortlich. Unter allen Umständen gehört also ein sehr grosses Mass von richtigem Verständnis und Taktgefühl zu einem solchen Posten.

Ich kann nur sagen, dass ich im allgemeinen viel Glück mit meinen Dolmetschern gehabt habe. Man darf dabei nie vergessen, dass der Mann zunächst mal Koreaner ist, und wenn er auch verhältnismässig aufgeklärt ist und die Interessen des Reisenden äusserlich wohl versteht, so bleibt doch stets eine Kluft zwischen eingewurzelten asiatischen und europäischen Anschauungen bestehen.

Stundenlange Erörterungen pflogen wir oft, ehe es glückte, dem Manne meine Absicht klar zu machen und seine Bedenken zu zerstreuen. Häufig fand er dann einen passenden Modus, dem wir uns beide fügten, aber andererseits kam es auch wiederholt vor, dass ich meinen Plan ganz aufgeben musste.

Niemals wird ein asiatischer Dolmetsch sich dazu verstehen, ein blosser mechanischer Uebersetzer zu sein. Das kann er auch gar nicht bei der Eigenart der asiatischen Sprachen. Die Sprache ist so formenarm, so unvollkommen, dass die Uebersetzung immer eine Art Auslegung ist. Darin

liegt ja gerade die Schwierigkeit im diplomatischen Verkehr mit Chinesen und Koreanern, dass die verschieden mögliche Deutung so leicht ein Hinterthürchen offen lässt. Ihre unvollkommene Sprache hat die Leute zu geborenen Diplomaten gemacht.

So wird der Dolmetsch stets das sagen, was er für gut befindet. Schliesslich ist so ein Mann auch nicht frei von der Eitelkeit, sich seinen Landsleuten gegenüber als Führer und Vertrauensmann von Europäern zu brüsten, wenn auch lange nicht in dem Masse, wie seine afrikanischen Kollegen. Er wird von den Eingeborenen dann immer als eine Art Wundertier angestaunt, und mit stolzer Selbstzufriedenheit erzählte uns unser Wo-Intack die Bemerkungen, die die Eingeborenen über uns und unsere Gewohnheiten austauschten, indem er dabei durchblicken liess, wie selbstverständlich ihm das alles schon war, was seine Landsleute noch in Erstaunen setzte.

Kaum wenige Tagereisen von Seoul entfernt kamen wir schon nach Ortschaften, deren Bewohner noch niemals einen Europäer gesehen hatten. Zu hunderten verfolgen einen die Neugierigen auf Schritt und Tritt, und man befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie bei uns ein reisender Menageriebesitzer, dem die Dorfjugend das treue Geleite von den ersten bis zu den letzten Häusern giebt.

So eine koreanische Stadt macht, in der Nähe betrachtet, keinen hervorragend schönen Eindruck. Man kennt in ganz Korea nur einstöckige, niedrige Häuser und die meisten von ihnen kann man nur dürftige Hütten nennen; aus Lehm gebaut und mit Reisstroh gedeckt. Auch die Hauptstadt Seoul zeichnet sich durchaus nicht etwa durch besonders schöne und stattliche Gebäude aus, und selbst die Paläste des Königs halten bei weitem keinen Vergleich aus mit den Wohnungen der wohlhabenden Klasse in den grösseren Städten Chinas.

Nur die öffentlichen Gebäude sind mit Ziegeln gedeckt. Sie sind dann in der Regel auch recht solide und fest ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baut, schon allein darum, um das äusserst schwere Ziegeldach zu tragen. Der Dachstuhl eines solchen Daches ist an sich schon ein schweres, kräftiges Stück Zimmermannsarbeit. Die Dachbalken sind runde Stämme, die mit Weinreben festgebunden sind, darauf werden dicht aneinander die Dachsparren gelegt aus gerissenen Holzscheiten. Dann kommt eine handbreite dicke Schicht Erde und hierauf endlich die Ziegel. Die innere Einrichtung der Häuser ist arm. Betten sind unbekannt und mit dem sonstigen Hausrat sieht es in den meisten Fällen auch mehr als dürftig aus. Die eigentlichen Wohnräume sind kleine Gelasse von meistens $2^1/_2$ Metern im Kubik. Wände und Decken sind mit weissem koreanischen Papier tapeziert und der Fussboden mit Oelpapier bekleidet, worüber gewöhnlich Matten gelegt werden. Fenster und Thüren kennen kein Glas, sondern nur Papier.

Aber einen Vorzug haben die koreanischen Häuser. Selbst die ärmlichste Hütte ist heizbar. Gewöhnlich ist die Heizung an die Kochvorrichtung angeschlossen, und man lässt die Rauchgase einfach unter dem Fussboden entlang ziehen. Im Sommer ist der Aufenthalt in solchen Räumen zwar gerade nicht besonders angenehm, aber die Koreaner liegen dann, als könnte es gar nicht anders sein, ruhig auf dem heissen Boden und lassen sich braten, während draussen das Thermometer einige 30 ° C zeigt.

Nur in besseren Häusern ist die Heizung selbständig. Zu Nachtquartieren wurden uns in den Distriktsorten in der Regel die sogenannten Logierhäuser angewiesen, die für reisende höhere Beamte bestimmt sind und die dem mit Empfehlungsschreiben der Regierung versehenen Fremden ebenfalls zur Verfügung stehen.

Aber ehe es soweit kommt, bis man in einer koreanischen Stadt Quartier gefunden hat, vergeht eine schier endlose Zeit des Wartens. Gewöhnlich wird man erst mehrere Strassen kreuz und quer mit manchen unnötigen Umwegen herumgeführt, ehe man die Magistratsgebäude erreicht. Dann steht die Karawane vor dem grossen Thore still, umgeben von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einem Haufen Neugieriger, die sich immer dichter herandrängen, um all die unbekannten Wunder anzustaunen, die ihnen hier zum ersten Male in ihrem Leben entgegentreten.

Der Dolmetsch knüpft ein endloses Gespräch mit einem der Umstehenden an, das damit endet, dass irgend einer zum Magistrat geschickt wird. Ein Beamter erscheint, dem die Empfehlungsschreiben übergeben werden, und nun heisst es wieder warten! Drinnen muss ja erst eine grosse Konferenz abgehalten werden, was denn eigentlich die beiden Fremden wollen und welche Quartiere man ihnen anweisen soll. Derweil bleibt der Herr Dolmetsch unbeweglich in seiner Sänfte sitzen, oder richtiger hocken, ein Muster der Geduld.

Endlich erscheint der Beamte wieder mit dem Schreiben, und nun setzt sich die Karawane wieder in Bewegung nach dem Quartier. Gewöhnlich haben die eigentlich für diesen Zweck bestimmten Logierhäuser längst für andere Dienste herhalten müssen: Beamtenwohnung, Schule, Polizeistation oder dergleichen, die dann schleunigst von ihren Inhabern geräumt und gesäubert werden, derweil im Hof die Lasten von den Pferden genommen werden. Pferde und Mafus suchen und finden Unterkunft in einer Herberge; nicht selten verteilen sie sich auf mehrere, und in kleinen Orten sogar auf verschiedene umliegende Dörfer.

Der Zustand der Logierhäuser lässt meist recht viel zu wünschen übrig, namentlich was Ordnung und Sauberkeit anbelangt. Mit wenigen Ausnahmen machen die öffentlichen Gebäude den Eindruck des Verfallenen und Verwahrlosten; den Zug hat das koreanische öffentliche Wesen unbedingt mit dem chinesischen gemein, dass selten etwas an Gebäuden und Anlagen verbessert und erneuert wird. Und was in Korea der Zahn der Zeit verschont gelassen hat, das haben die vielen Aufstände und nicht zum mindesten der japanische Krieg vollends verwüstet.

Und trotz alledem blüht auch hier aus den alten Ruinen neues Leben. Wo die Zerstörung gar zu arg gehaust, hat man neue Gouvernements- oder Präfektur-Gebäude auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geführt, unverändert im alten koreanischen Stile, dessen Architektur, wie die chinesische und japanische, einzig und allein in Verzierungen des Daches gipfelt.

Immer und immer kehrt die charakteristisch geschweifte Dachform wieder, bei Häusern, Palästen und Tempeln und bei Thoren und Pagoden, in zwei-, drei- und vielfacher Wiederholung.

Aber trotz dieser Einförmigkeit überall ein eigenartiges, harmonisches, den Stempel friedlichster Gemütlichkeit tragendes Bild. Mit Vorliebe sind die öffentlichen Gebäude, Paläste und Tempel am Fusse oder auf halber Höhe eines Berges angelegt, und sind schon von weitem durch ihre Thorbogen und geschweiften Ziegeldächer erkennbar.

Friedlicher, ruhiger Lebensgenuss ist auch im allgemeinen der Charakterzug des Koreaners, der, was besonders hervorgehoben werden muss, im Gegensatz zum Chinesen und Japaner fremdenfreundlich ist.

In der Regel kamen mir auch alle Mandarinen mit vollendeter weltmännischer Liebenswürdigkeit entgegen. Ich darf Ihnen hier einige Episoden solcher Begegnungen aus meinem Reisetagebuche vorlesen.

Es war in einer Distriktsstadt im Süden von Seoul. Wir hatten kaum unser Quartier bezogen, als auch schon der Distriktspräfekt in höchsteigener Person mit zahlreichem Gefolge erschien, uns seinen Besuch zu machen. Es war ein älterer, kleiner, aber wohlgenährter Herr mit langem, spärlichem, grau-meliertem Bart. Da er im übrigen äusserst höflich war und wiederholt nach unsern Wünschen fragte, sein Bedauern ausdrückte, dass er uns kein besseres Quartier hätte geben können, so wollte ich diese Höflichkeit nicht unerwidert lassen und lud ihn zum Abendessen ein.

Der kleine, freundliche Bürgermeister erschien denn auch pünktlich zur festgesetzten Zeit. Wir hatten ein grossartiges Diner vorbereitet und unser Esszimmer — einen kleinen Raum von 6 qm Flächeninhalt — so komfortabel wie nur möglich ausgestattet. In zwei Ecken waren Kisten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufgetürmt und auf jeder prangte eine Kerze in einer leeren Flasche als Leuchter. Eines unserer ungebleichten Schirting-Betttücher musste als Tischtuch herhalten und so machte sich unsere Tafel recht elegant. Wir hatten auch ein rechtes Schlemmermenü:

Suppe von Wildgans.
Gemischtes Gemüse.
Büchsengulasch und Stampfkartoffeln.
Curry von Wildgans und Reis.
Pfannkuchen mit Orangenmarmelade.
Kaffee.

Als Getränk wurde Curaçao verzapft, den wir besonders für Koreaner mitgenommen hatten, die süsse Getränke sehr lieben. Der Herr Bürgermeister hatte übrigens sein ganzes Gefolge von 10 oder 12 Beamten mitgebracht, die die denkwürdige Begebenheit mit anschauen wollten und Thüren und Fenster belagerten und schweigend vor Staunen unserm Mahle zusahen. Von jedem Gerichte gab unser Gast seinen Leuten etwas ab, nachdem er uns zuvor höflichst um Erlaubnis gefragt hatte. Es war zu drollig, zu beobachten, wie er einem Nebenstehenden ein Stück Fleisch in die Hand gab, der es dann mit den übrigen teilte, so dass jeder etwas zu kosten erhielt. Die Leute wischten sich dann die Finger an den weissen Papierfenstern ab, so dass diese am andern Morgen im schönen Transparent die Reste des Mahles zeigten.

Nach dem Essen spielten wir zu vier zusammen — unser Dolmetsch war natürlich auch dabei — einige Spiele Domino. Mit grosser Pfiffigkeit hatte unser Koreaner die Feinheiten des Matadorspieles bald erfasst, und jedesmal, wenn ein Spiel beendet war, gab es eine kindliche Freude über den Hineingefallenen, woran die ganze Gesellschaft mit lautem Jubel teilnahm.

Für uns Europäer liegt etwas unsäglich Komisches in diesem Widerspruche: Auf der einen Seite ein peinliches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedachtsein auf die Erfüllung aller zeremoniellen Formen, verbunden mit liebenswürdig höflichem Entgegenkommen und auf der andern ein scheinbar vollständiges Aus-der-Rolle-fallen.

Nicht überall wurden wir mit solch ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfangen. Bei hochgestellten Beamten beschränkte sich der ganze Verkehr auf das blosse Zeremoniell von Besuch und Gegenbesuch. Aber auch die Art dieses Zeremoniells ist eigenartig und interessant. Wie in China, so sind auch in Korea alle öffentlichen Gebäude von einem oder mehreren, grossen, mit Mauern eingefriedigten Höfen umgeben, und oft gelangt man erst durch ein ganzes Labyrinth von Gängen und durch verschiedene Thore in das Allerheiligste. Jedes Thor besteht nun aus einem Haupt- und zwei Seitenflügeln, und jeder Besucher hat den, seinem Range entsprechenden Thorflügel zu benutzen. Ein Verstoss gegen solch Zeremoniell gilt als ein Staatsverbrechen. — Daher die endlos langen Verhandlungen und Erörterungen, die jedem Besuche vorangehen. Jedem Europäer ist nun der dringende Rat zu geben, nicht mutwillig solche Gebräuche zu verletzen, wenn er Wert darauf legt, als gebildeter Mann beurteilt zu werden. Aber andrerseits muss er auch ebenso sehr darauf bedacht sein, selbst auf der Erfüllung aller solcher Vorschriften zu bestehen, die ihm gegenüber zu beobachten sind. Es hiesse mutwillig die Hälfte von seinem Ansehen preisgeben und den ganzen Nimbus einbüssen, mit dem man als Fremder umgeben ist, wollte ein mit hohen Empfehlungsbriefen der Regierung reisender Fremder nicht darauf bestehen, dass er nur durch den Hauptflügel des Thores in den Yamen eines Provinzial-Gouverneurs eintritt.

Schon aus praktischen Gründen darf man sich nie über solche lästigen Etiquettenfragen hinwegsetzen. Der Einfluss und das Ansehen asiatischer Mandarinen ist dazu zu gross, und man ist stets mit allen Erkundigungen über die Verhältnisse des Landes, über das Vorhandensein und die Lage von Goldwäschereien auf die Mandarinen an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewiesen. Freilich hat das auch oft seine grossen Schwierigkeiten. Der Asiate ist der geborene Diplomat. Selten wird man von ihm eine korrekte Antwort auf solche Fragen erhalten, trotz aller Empfehlungen und trotz aller sonstigen Freundlichkeit. Jeder Mandarin glaubt im eigensten und im wohlverstandenen Interesse des Landes zu handeln, wenn er einen Fremden, dessen Zweck und Ziele ihm unklar und unverständlich sind, möglichst von sich abweist. Mit der grössten Liebenswürdigkeit und Gewandtheit sucht er zunächst das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, gelingt dies nicht, dann lautet die Antwort im Tone des höchsten Bedauerns: es thut mir sehr leid, aber in meinem Distrikte ist gar nichts, wohl aber in dem anderen, da und da, meist in dem, aus dem man soeben kommt. Wiederholt war es mir geglückt, durch Beharrlichkeit dennoch zum Ziele zu kommen. Dann entschuldigte sich der Mandarin, er habe es selbst nicht besser gewusst, er sei erst kurze Zeit im Amte oder so ähnlich. Verlegen ist er darum nie.

In einer Stadt im Süden von Seoul, hatten wir beispielsweise zwei Tage gebraucht, um zu erfahren, dass in kaum 40 li Entfernung (vier Wegstunden) reiche Goldwäschen seien. Als ich dann mein Erstaunen ausdrückte, dass dies niemand gewusst, wurde mir geantwortet, ja, das ist ja auch ein ganz andrer Distrikt.

Unsre Expedition war zuerst nach Süden gegangen. Nach etwa zehntägiger Marschdauer wendeten wir uns nach Nord-Nordosten und näherten uns nun mehr und mehr dem grossen Gebirgszuge, der sich parallel der Ostküste entlang zieht.

Das Landschaftsbild bietet hier in dieser Gegend wenig Abwechselung. Ueberall in den Thälern breiten sich Reisfelder aus. Die schmalen Dämme, die sie umziehen, um das Wasser auf den Feldern festzuhalten, winden sich gleichsam als Niveau-Linien in steter Einförmigkeit an den flachen Hängen entlang. Nicht selten sieht man sie in die kleinsten Seitenthäler hinaufklettern, Stufe für Stufe, oft bis zu ansehnlicher Höhe, wo nur irgendwie Wasser zur Berieselung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herangezogen werden kann. Jeder Ausblick von der Passhöhe, von erhabenen Bergkuppen bietet immer dasselbe wiederkehrende Bild: Reisfelder im Thale, kahle oder dürftig mit Buschwerk bestandene Gehänge, und auf den Kämmen ein lichter Bestand von Kiefern, die von weitem den Eindruck einer baumbepflanzten Landstrasse hervorrufen.

Zahlreiche Wildgänse und Wildenten tummeln sich auf den Tümpeln der Reisfelder, Tauben auf den Weizen- und Hirsefeldern, und in dem niedrigen Buschwerk der Berghänge der Fasan. Sandhühner, Wachteln, Birkhühner und Haselhühner, alles ist vertreten, so dass unsere Tafel niemals Mangel an Wildpret gelitten hat.

Ueber den Tempelhainen, in der Nähe der Städte, wiegen sich die Adler in den Lüften, und in den hohen Ulmenbäumen haben zuweilen ganze Storchgemeinden ihre Wohnstätten aufgeschlagen. — Auch der Koreaner ist ein eifriger Jäger, er richtet den Falken zur Jagd ab, und zu Dutzenden zählen die Fasanen, die der Falk auf einer einzigen Birsch schlägt. Im Winter kam ich einst in eine Dorfherberge, wo an 300 Stück Fasanen, einer dicht neben dem andern, an der Decke aufgehängt waren. Sie werden alle nach Seoul gebracht. 20—30 cents = 40—60 Pf. kostet dort das Stück.

Nicht so gross ist der Bestand an Hochwild. Das Wildschwein ist fast ausgerottet. Niemals habe ich auf meinen Reisen in Korea davon gehört. Hirsche und Rehe sind fast nur noch auf die schwerer zugänglichen und bewaldeten Gebirge im Osten und Norden beschränkt, und ebenso der Tiger, dieses gefürchtete und gefährlichste aller Raubtiere. Der koreanische Tiger ist besonders gross und gefährlich und zeichnet sich infolge des kalten Winters durch ein sehr schönes, dichtes Fell aus. Er ist noch vorhanden im Lande, und mehr als einmal sahen wir Fallgruben, die die Bauern für den ungebetenen Gast hergestellt hatten.

Während meiner letzten Ueberwinterung im Norden haben wir wiederholt Tigerspuren gefunden, und mehrmals

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kam die Nachricht, dass der Tiger in diesem oder in jenem Dorfe der Nähe einen Menschen weggeholt habe.

Dennoch ist es mir trotz wiederholter Anstrengungen nie gelungen, einen Tiger zu Schuss zu bekommen. Wer heute in Korea einen Tiger erlegen will, der muss sich mindestens drei bis vier Wochen lang hintereinander, und zwar im Winter, am besten in einem Dorfe in der Nähe von Wönsan aufhalten und nur diesem einen Zwecke leben. Aber er kann dann auch des Erfolges ziemlich sicher sein. Gerade in Wönsan vergeht im Winter keine Woche, wo nicht mindestens ein Tiger eingebracht wird.

Die koreanischen Tigerjäger, grosse, schlanke und wettergebräunte Gestalten, mit markigen, männlich schönen Zügen, rücken diesen Bestien mit ihren Luntenflinten auf den Leib und doch sind es Tiger, deren Fell nicht selten 11 bis 12 Fuss und darüber misst.

Auf dem Weitermarsche nach Norden erreichen wir Wöndju, die alte Provinzialhauptstadt am Fusse eines 1000 m hohen, bewaldeten Kammgebirges, und überschreiten dann bei Tshun-tshön, der jetzigen Provinzialhauptstadt, die nördlichen Quellflüsse des Han-Flusses.

Von da an verfolgen wir nun den Han-Fluss immer aufwärts, und erst nach mehreren Tagereisen treffen wir die grosse, von Seoul nach Wönsan führende Strasse. Es ist auffallend, dass diese Strasse nicht dem Flusslaufe folgt, obwohl dieser von flach gehenden Tschunken von Seoul bis oberhalb Nang-tshön befahren wird und ausser dieser Stadt und Kim-song noch die Provinzialhauptstadt berührt. Wandert man aber das Flussthal aufwärts, so wird man in den vielen Durchbrüchen, die sich der Fluss hat erzwingen müssen, bald den Grund dafür finden.

Schroff stürzen sich an vielen Stellen die Felsklippen zum Flusse hinab und zwingen den schmalen ihn begleitenden Pfad, der an den steilen Gehängen dann nicht mehr Raum findet, die Höhen zu überschreiten. Wäre das Bergland eine hüglige Hochebene, wie z. B. die Schiefergebirge zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiden Seiten unsres Rheines, so könnte der Weg auf längere Strecken hinaus auf der Höhe bleiben. Aber die wilde Zerrissenheit, die hier die vielen scharf eingeschnittenen Erosionsthäler hervorrufen, nötigt ihn immer wieder von neuem ins Thal hinabzusteigen. Diese Verhältnisse waren also der Schaffung einer grossen Verkehrsstrasse im Thale des Han-Flusses nicht günstig. Weiter ab nach Westen liegen die Bodenverhältnisse viel günstiger. Zwei grosse, parallele Höhenzüge säumen hier ein 20 km breites Längsthal ein, an dessen Westseite sich der Ihm-djin-Kang entlang zieht, der bedeutendste rechte Nebenfluss des Han, den dieser kurz vor seiner Mündung aufnimmt.

Als nördlichsten Punkt auf dieser Expedition erreichten wir Tang-kogä. Man befindet sich hier schon in viel gewaltigerer Gebirgsnatur.

Wunderbar war hier der Blick, den wir von einer 1200 m hohen Dolomitkuppe auf das wilde, zerrissene Gebirgsland genossen. Wohl neun verschiedene, unter sich parallele Gebirgszüge liessen sich deutlich unterscheiden, und nach Osten zu sah man die schneebedeckten Granit-Häupter des Kum-gan-san.

Und in welchem Gegensatz zu dieser prachtvollen Gebirgsnatur stand der Anblick des Dorfes Tang-kogä, oder richtiger: der Dörfer von Tang-kogä, denn es sind hier drei verschiedene Goldwäscher-Ansiedelungen, die diesen Namen tragen. Das enge Thal, das wir aufwärts verfolgt hatten, erweitert sich hier kesselartig, und hinter dem Durchbruch haben sich gewaltige Schottermassen aufgestaut, die goldhaltig sind. Seit Jahren arbeiten hier koreanische Goldwäscher. Sie kommen und gehen, wie das Glück oder das Missgeschick sie herzieht oder weiterwandern lässt. Es ist dieselbe Unstetigkeit, wie sie von jeher allen von einzelnen betriebenen Goldwäschereien eigen gewesen ist. Niemand hat ein Interesse, etwas Bleibendes zu schaffen, und so machen die Ansiedelungen der Goldwäscher einen Eindruck, wie ich ihn schmutziger und abstossender nicht bei den schmutzigsten Negern empfangen habe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dennoch zwang mich das Schicksal, tagelang in diesem Orte zu verweilen, wo wir keinen Platz finden konnten, der gross und sauber genug war, um ein Zelt aufzustellen.

Bei strömendem Gewitterregen trafen wir ein und waren froh, ein trocknes Unterkommen in der ersten besten koreanischen Herberge zu finden. Wir wählten uns den einzigen Raum aus, der von dem Kochfeuer nicht geheizt werden konnte. Darin war gerade Platz, unsre Betten und dazwischen den Tisch aufzustellen. Sitzen mussten wir auf den Betten, und immer nur einer konnte in dem übrig gebliebenen Raume stehen. An der angerussten Decke aus Reisstroh hingen Spinngewebe und ein Schmutz, der bei jedem Oeffnen und Schliessen der Thür in dickem, braunem, unqualifizierbarem Staub auf Betten und Tisch niederfiel. Die Wände waren marmoriert von den vielen Spuren der mit dem Finger totgedrückten Wanzen. Dazwischen huschten seelenvergnügt hunderte von Schwaben hin und her. Dennoch waren wir froh, ein trockenes Fleckchen gefunden zu haben, und auch die Suche am andern Tage liess uns kein besseres Quartier finden. Der Schmutz von Tang-kogä ist übrigens in Korea sprichwörtlich geworden. Tang heisst heilig — kogä Pass, aber Dong heisst Schmutz. So sagen die Leute von Seoul, wenn sie dorthin kommen, das ist nicht Tang-kogä, sondern Dong-kogä.

Uebrigens hatten wir an diesem Ort, wo wir vom 19. bis zum 22. April weilten, nach dem Gewitter jede Nacht Fröste. Kaum hatten wir das Gebirge hinter uns, als das Wetter warm und frühlingsartig wurde.

Wir marschierten nun unmittelbar auf Seoul los, ohne eine der dazwischen liegenden Distriktsstädte zu berühren.

Ganz anders sah jetzt das Land aus, als vor sechs Wochen. Die Gehänge waren fast rot gefärbt von den vielen tausenden blühenden Azaliensträuchern. An den Wegen blühte die wilde Deuzie und die Spirëe; die Obstbäume: Birne, Kirsche, Aprikose und Pfirsich, prangten im herrlichsten Schmuck, und auf den Wiesen sprossten tausende von roten, weissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und blauen Lilien hervor. Wildgans und Wildente waren von den Reisfeldern verschwunden. An ihrer Stelle stolzierten Kranich und Reiher einher. — Ende April hatten wir Tshemulpó glücklich und wohlbehalten erreicht.

Aber schon wenige Wochen später unternahm ich eine zweite Expedition nach dem Norden, die vorzugsweise der Provinz Ping-Yang-Do galt.

Diesmal schloss sich der Chef der deutschen Firma in Tshemulpó, Herr Wolter, an, so dass wir drei Europäer mit 23 Pferden und im ganzen 37 Personen waren.

Anfang Mai brach die Expedition nach Norden auf. Während mein Assistent die Karawane nach Ping-yang führte, fuhr ich mit Herrn Wolter zur See um das Westkap von Hwang-Hai-Do herum und in den Ping-yang-Fluss oder Tatung-kang hinein.

Unser Fahrzeug war ein kleiner hölzerner japanischer Dampfer, der unter koreanischer Flagge segelte. Am zweiten Tage fuhren wir in den Tatungfluss ein und hinauf nach dem erst vor kurzem neu eröffneten Vertragshafen Tshin-nam-po.

Die Fahrt auf dem breiten Strom, der sich in vielen Windungen durch das Gebirge bricht, zeigt landschaftliche Schönheiten, die den berühmtesten Flussfahrten ebenbürtig zur Seite gestellt werden können, besonders im Mai, wo die Matten im frischesten Grün prangen und die hohen Berge sich mit scharfem Profil von dem blauen klaren Himmel abheben.

Bis Ping-yang kam unser Dampfer nicht hinauf. Der Fluss bildet schon unterhalb der Stadt Stromschnellen, die nur mit kleinen Ruderboten, sogenannten Sampans, zu nehmen sind, doch nur mit dem Flutstrom, der sich sogar bei den Stromschnellen in entgegengesetzter Richtung bemerkbar macht. Glatt und gefahrlos kamen wir mit unsern Sampans darüber hinweg.

Sie alle kennen den Namen der Stadt Ping-yang, die im japanischen Kriege viel genannt wurde. Die Stadt ist damals zum grossen Teile zerstört worden und heute noch

nicht ganz aufgebaut. In den schmutzigen, engen Strassen herrscht lebhafter Verkehr.

Inmitten des alten Trümmerfeldes liegen die im koreanischen Stile erbauten Gebäude der amerikanischen Mission, wo wir freundliche Aufnahme fanden und einige Tage rasteten. Ich besuchte die in der Nähe liegenden Kohlengruben, vereinigte mich dann mit der inzwischen angelangten Karawane, und nun ging die Reise mit schier endlosem Tross nach Norden.

Ich will Sie nicht aufhalten mit der Beschreibung der Goldgruben bei Unsan, wo die Koreaner wirklichen Bergbau treiben und das Gestein mit Feuersetzen hereingewinnen. Die Wälder der ganzen Umgegend sind schon verwüstet. Alles ist in die Gruben gewandert, aber nichts wieder nachgepflanzt.

Wir überschreiten die Wasserscheide zwischen Tatung-kang und Amnu-kang und folgen diesem Flusse aufwärts bis in sein Quellgebiet.

Dort oben, im Hochgebirge liegt versteckt in Waldeseinsamkeit ein altes Buddhisten-Kloster. — Die ganze Umgebung des Klosters ist eine der schönsten Gegenden, die ich jemals gefunden. Man soll ja keine Vergleiche zwischen verschiedenen Landschaften ziehen, sondern sich bemühen, das Eigenartige herauszufinden. Aber unwillkürlich wurde ich beim Anblick dieses Thales an das Bodethal erinnert. Nur gewaltiger, höher waren die Berge und üppiger der Pflanzenwuchs. Das Eigenartige koreanischer Gebirgslandschaften besteht in einer wunderbaren Harmonie wilder Gebirgsnatur und lieblichster Pflanzenwelt mit Formen, die wir nur als Zierpflanzen kennen: Magnolie, Azalie und wilde Fuchsie, und über Felsen und Klippen spinnt der wilde Wein und der Epheu seine Ranken.

Die Klosteranlage gleicht einer ganzen Ansiedelung. Es sind wohl einige zwanzig grössere Gebäude und Tempel, die hier im Grün des grossen Parkes verstreut umherliegen. Alles Gebäude, die aus der Blütezeit Koreas stammen, mit ihren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hohen Hallen und gewaltigen Dächern, die auf mächtigen hölzernen Säulen ruhen. Man sieht es den Schnitzereien und Malereien an, dass sie aus einer Zeit stammen, da das Kunstgewerbe in Korea höher stand als heute.

Neben der grossen Vorhalle zum Haupttempel befindet sich eine grosse bronzene Glocke mit kunstvollen Verzierungen, und auf den Höfen, zwischen den Tempeln, marmorne Pagoden, von denen die Hälfte der kleinen Glocken, die sich im Winde bewegen und leise ertönen, bereits gestohlen ist. Kein Mensch kümmert sich darum. In der Bücherei wurden uns alte Brokatarbeiten gezeigt, die mit verschiedenen Kostbarkeiten, wie Schalen aus dem geschätzten Jadestein — Nephrit —, in einem Reliquienschrein aufbewahrt werden, alles Erzeugnisse koreanischen Gewerbfleisses, wie sie heute niemand mehr zu machen im stande wäre.

Was eigentlich die Mönche hier treiben und thun, ist nicht viel. Ehemals, vor 300 Jahren, als das Kloster gegründet wurde, und die nächste folgende Zeit war es sicher ein Hort der Kultur, da die heiligen Bücher des Yü und die Schriften des Konfutse noch gelesen und verstanden wurden. Heut ist alles zu einem leeren Formenkram herabgesunken, und schon darüber hinaus ist der Verfall gegangen und der heiligen Scheu und Ehrfurcht ist die Liberalität der Laxheit gefolgt.

Zehn li von diesem Kloster Mio-han-san liegt hoch im Gebirge ein Vorwerk Sang-wön-an. Der Weg dorthin führt ein Seitenthal hinauf. Am Ausgange dieses Thales liegt ein Friedhof. Runde, urnenartige und oft mehr als mannshohe Grabsteine und dazwischen vereinzelte marmorne Gedenktafeln geben dieser Grabstätte ein ganz eigenartiges Aussehen.

Das Thal, durch welches der Weg zum oberen Kloster führt, steigt gewaltig steil an, und zwischen den riesigen Granitblöcken, die wie von Titanenhand aufgetürmt sind, windet sich murmelnd und plätschernd ein Giessbach hinunter und all und überall sprosst das üppige Grün in Baum und Strauch, in Kräutern und Schlingpflanzen hervor. Der Anstieg über

die glatten Granitplatten ist eine Klettertour, die den ersten Hochgebirgstouren ebenbürtig zur Seite zu stellen ist. Kurz vor dem Kloster steigt eine steile Granitwand auf, die erklommen werden muss. Man hat Fusstritte hineingehauen und eine eiserne Kette als Handhabe im Felsen befestigt. Dann folgt noch eine zweite solche Kette in einer Gesteinsspalte, und man befindet sich auf einer vorspringenden, wohl 100 m steil abstürzenden Granitklippe. Ein Felsenkessel, von schroffen, überhängenden und glatten Wänden umgeben, öffnet sich vor uns, und brausend stürzt der Giessbach sich über die Felswand in die schwindelnde Tiefe.

Geradeüber, an den Berg gelehnt, liegen die Klostergebäude, und davor ist in den Felsen mit gigantischen Zeichen eine Inschrift gemeisselt. Abendröte und schöner Sternenhimmel ist ihr Sinn.

Aber von dem vielen Klettern waren wir durstig geworden. Die guten Mönche brachten uns Honigwasser, worin Fichtenkerne schwammen, kein so übles Getränk, das wir gerne nahmen, und das jedenfalls sehr geeignet ist, den Durst zu löschen.

Im übrigen sind die buddhistischen Mönche Vegetarier, wie es die Lehre Buddhas gebeut.

„Kein Tier, kein lebendes Wesen töten" und „keinen Wein und keine geistigen Getränke trinken", sind zwei der fünf Moralgebote Buddhas. Den Einfluss des ersteren merkt man noch heute überall in Korea. Wohl wird Fleisch von Koreanern gegessen, aber doch verhältnismässig in sehr beschränktem Umfange. Reis und wieder Reis. Hirse und Gerste und Bohnen, Salate, getrocknete Fische, scharfe Pickles und pikante Saucen aus gebrannten Bohnen hergestellt. Eier, namentlich Spiegeleier in Ricinusöl gebacken, kandierte Früchte und dergleichen bilden, wie bei Chinesen und Japanern, die wesentliche Nahrung der Koreaner.

Streng hält sich wohl niemand mehr an die Vorschriften der Religion, aber die Schlächter sind noch heute die niedrigste Klasse in Korea, denen es bis vor kurzem nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einmal gestattet war, einen Hut zu tragen. Nur die Mönche meiden noch gewissenhaft jeden Fleisch-, Fisch- und Eiergenuss. Auch den Sam-tschu, den koreanischen Reiswein, trinken sie nicht. Aber nicht so genau nahmen sie es mit Berliner Getreidekümmel, den wir ihnen anboten und den sie in ganz respektablen Mengen hinter die Binde gossen.

Gilka erfreut sich nämlich grosser Beliebtheit in Korea. Koreaner sagen, es sei der beste Wein, den es gäbe; und wenn wir jemand ein fürstliches Geschenk machen wollten, so gaben wir eine Flasche Gilka, die allemal mit grossem Danke angenommen wurde.

Uebrigens bilden auch die Mönche eine sehr verachtete Klasse. Und wie jeder Stand und Rang in Korea an Hut und Haartracht zur Schau getragen wird und äusserlich erkenntlich ist, so zeichnen sich auch die Mönche dadurch aus. Sie tragen das Haar kurz geschoren mit einer kleinen Tonsur auf dem Scheitel und nur eine randlose kappenartige Kopfbedeckung, während alle übrigen Koreaner die Haare lang wachsen lassen. Knaben und unverheiratete junge Männer lassen das Haar in einen Zopf geflochten hängen und tragen keinen Hut. Der Verheiratete schert sich auf dem Scheitel eine grosse Fläche frei, um die die übrigen Haare herumgewickelt und zu einem Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden werden. Die Frisur wird sehr künstlich durch ein fest um die Stirn geschnürtes Rosshaargewebe zusammengehalten. Darauf ruht ein gross- und gradkrempiger Hut aus feinem gesplissenen Bambus. Mit solchen Hüten wird von den Koreanern ein grosser Luxus getrieben. Ein guter, aus bestem Material gefertigter, schwarz gefärbter Hut kostet nach unserem Gelde einige 30 Mark. Es liegt somit auf der Hand, dass sich nicht jeder Mann einen Hut leisten kann, und wenn er einen besitzt, so wird er getragen bis zum letzten Rest. Gewöhnliche Kulis begnügen sich deshalb meist damit, dass sie ein Tuch um den Kopf schlingen.

Landleute tragen in der Regel einen grossen Hut aus Bastgeflecht. Aehnlich die Trauernden, bei denen der Hut

den stattlichen Durchmesser von 80 cm erreicht. Er soll das Gesicht möglichst verdecken. Ist die Trauer ganz tief, so hält der Trauernde noch einen dichten Schleier vor das Gesicht, den sogenannten Bescheidenheitsschleier. Frauen tragen niemals eine Kopfbedeckung. Nur Landfrauen binden sich ein Tuch um die Stirn. Sie scheiteln das Haar schlicht in der Mitte und flechten es hinten in einen Knoten zusammen.

Die übrige Tracht der Koreaner ist auffallend gleichartig. Es ist geradezu merkwürdig, dass in einem Lande, wo von jeher so scharfe Klassenunterschiede bestanden haben, alle Stände, vom Minister bis zum Bettler, alles die gleiche weisse Kleidung trägt, weite Hosen, die um die Knöchel fest zugebunden sind, weisse Schuhe und ein togaartiges Oberkleid mit weiten Aermeln, welches handbreit unter den Achseln gegürtet wird. Bei den Frauen besteht das Oberkleid aus zwei Teilen, einem Rock, ähnlich dem unserer Frauen, und einem Jäckchen, das kaum bis an den hochsitzenden Gürtel hinabreicht, und also stets einen fingerbreiten Streifen Haut um den ganzen Oberkörper herum sichtbar lässt. Verheiratete Frauen tragen den Gürtel etwas tiefer und zeigen die eigentümlichste Dekoletage, die man sich denken kann. Während Nacken und Hals bedeckt sind, hängt der Busen frei heraus. Koreanische Mütter sind äusserst abgehärtet an den Teilen, wo unsre Frauen besonders empfindlich sind. Selbst bei strenger Winterkälte von — 10 Grad habe ich Koreanerinnen in dieser Verfassung gesehen am Bache sitzend und waschend. Der Grund zu dieser Tracht liegt einmal darin, dass Koreanerinnen ihre Kinder bis zum vierten Jahre nähren, und sodann in der Umständlichkeit, die die Lösung des 3—6 mal um den Leib geschlagenen Gürtels verursacht. Schön kann man diese Tracht nicht nennen. Der Koreanerin fehlt überhaupt der Liebreiz der Japanerin. Sie sieht immer mürrisch und finster aus. Genauere Kenner der Verhältnisse behaupten aber, dass sie von allen drei Nationen des Ostens den schönsten Körperbau habe. Weder das verstümmelte

Füsschen und das dünne Bein der Chinesin, noch das unschöne Knie der Japanerin entstelle ihren Körper. Der Koreaner selber sieht das weibliche Schönheitsideal nur in dem ganz jungen, unentwickelten Mädchen. Alle Tänzerinnen, Konkubinen, Haremsmädchen und dergleichen sind fast noch Kinder. Derbe Formen scheinen auf ihn keinen Reiz auszuüben.

Die Ehen werden auch meist schon im Kindesalter geschlossen. Aber an sich gleicht eine solche Ehe mehr dem Zustande unsrer Verlobung. Die jungen Gatten wohnen meist getrennt, und in späteren, reiferen Jahren wird dann häufig nochmals eine Ehe-Zeremonie vorgenommen, deren Bedeutung für das Zusammenleben des jungen Paares erst die nämliche ist, wie unsere Eheschliessung. Aber rechtlich gilt die Ehe mit dem ersten Akte als geschlossen.

Uebrigens muss man bei der Altersangabe von Koreanern eine höchst merkwürdige Gewohnheit berücksichtigen. Wird heute ein Kind geboren, so wird morgen gesagt, es ist 1 Jahr alt. Mit dem Beginn des neuen Kalenderjahres zählt es dann 2 Jahre. So kann es kommen, dass einem ein zwei- oder dreitägiges Kind als zweijährig bezeichnet wird, wenn es nämlich zufällig kurz vor Neujahr zur Welt gekommen ist.

Demnach hat man also stets 1 bis 2 Jahre von dem angegebenen Alter abzuziehen. —

Kehren wir nun wieder zu unserer Reise zurück. Wir waren stehen geblieben bei dem Buddhisten-Kloster im Norden. Von da aus wendeten wir uns mehr der westlichen Küste zu, um über Yöng-biön und An-dju nach Ping-yang zurückzukehren. In den Orten, die wir passierten, herrschte jetzt lauter Festfreude. Am achten Tage des vierten koreanischen Monats ist nämlich Buddhas Geburtstag. Tagelang vorher beginnen die Feierlichkeiten, wie Teufelaustreibereien, eigenartige Tanzaufführungen, Gebetemurmeln, begleitet von einer schauerlich monotonen Trommel- und Tamtammusik. Artisten und Tänzerinnen in abenteuerlichem Putz belustigen die Menge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigentümlicher Weise beten die Koreaner nur zu den bösen Geistern. Dem guten Gotte zu dienen, ihn, der ja ohnehin nur das Beste will und kann, um etwas zu bitten, scheint dem Koreaner ein logischer Widerspruch und mindestens als überflüssig. Aber die bösen Geister müssen milde gestimmt werden durch allerhand Gaben und Opfer, um Krankheit, Tod oder Missgeschick fern zu halten.

Abends fand in jenen Tagen — wir sind immer noch bei Buddhas Geburtstag — vor der Präfektur eine schauderhafte Trommel- und Trompeten-Musik statt, die einem musikgebildeten mitteleuropäischen Ohr wahrhaft Schmerzen bereiten konnte. Zu unserm Entsetzen fing diese Radau-Katzenmusik nachts gegen drei Uhr nochmals an.

Koreaner lieben überhaupt nächtliches Leben. Gerichtsverhandlungen werden sehr häufig in vorgerückter Abendstunde bei Holzfackelbeleuchtung vorgenommen, immer in dem ummauerten Hof vor der offnen Halle, die allen ostasiatischen Amtsgebäuden eigen ist. Schauerlich ertönen dann die langatmigen Rufe der Gerichtsdiener, weithin hörbar durch die stille Nacht, und noch schauerlicher das Wehklagen der Verurteilten, denn die Strafe wird, wenn sie Prügelstrafe ist, gewöhnlich unmittelbar nach dem Urteile vorgenommen.

Ein Gefängnis nach unsrer Art kennt man in Korea ebensowenig wie in China. Gefangene sind niemals eingekerkert, sondern entweder am Fuss oder mit schweren Brettern an Arm und Holz gefesselt. Für ihre Nahrung haben ihre Angehörigen zu sorgen, und nicht selten kümmert sich niemand darum, ob sie die erhalten oder nicht. Die frühern grausamen Foltern und entsetzlichen Strafen, von denen noch Hesse-Wartegg berichtet, sind seit einigen Jahren abgeschafft. Man ist in dieser Beziehung heute in Korea schon ein gut Stück zivilisierter als in China und ist eifrig bestrebt, japanische Einrichtungen nachzuahmen. Dagegen ist das Kunstgewerbe, worin die Koreaner ehemals ganz Hervorragendes leisteten, heute ganz verfallen. Koreanisches

Porzellan findet man heute nur noch sehr selten und meist nur in Sammlungen. Die Einlegearbeit, die Lackarbeit und Seidenstickerei sind heute ganz unbedeutend, und was davon noch gemacht wird, ist geschmacklos.

Die Stadt Yöng-biön war früher ein lebhafter Industrieort. Heute findet man nur noch schwache Ueberreste davon. Die Tauschierarbeit, Ausschlagen eiserner ziselierter Gegenstände mit Silber zu allerhand kunstvollen Mustern — eine Kunst, die in Korea, besonders in Yöng-biön heimisch und blühend gewesen und von hier nach Japan gekommen ist, wird jetzt nur noch auf unmittelbare Bestellung ausgeführt, und die Bestellungen laufen spärlich ein. Ebenso ist es mit der Emailindustrie; die Gelbgiesserei und die Eisengiesserei beschränken sich nur noch auf Gebrauchsgegenstände wie Essgeräte, gegossene Schaufeln und Pflüge und dergleichen. Die heimische Textilindustrie findet man nur noch bei den Landbewohnern Die Anfertigung des sogenannten Grastuches aus einer Nesselart (Boehmeria nivea) geschieht nur noch vereinzelt. Das englische Shirting hat das Grastuch vollständig verdrängt. Auch die Seidenzucht findet man nur vereinzelt. Fast Alles, was der Koreaner heute trägt, mit Ausnahme des Hutes, ist fremd, entweder europäisch oder chinesisch. Die heimische Industrie ist verfallen.

Blühend ist in Korea dagegen noch der Ackerbau. Guter Boden und gutes Klima begünstigen ihn von Natur, und seit den wenigen Jahren des Aufhörens der alten Feudalwirtschaft, seit dem Frieden von Shimonoseki hat sich der Bauernstand gewaltig gehoben. Der koreanische Bauer bekommt heute seine Früchte gut bezahlt, und die Zeiten, wo ein hoher Beamter es wagen durfte, überhaupt nicht zu bezahlen, sind Gottlob vorüber. Ich selbst habe gelegentlich einmal einen missliebigen Präfekten vor der Rache des Volkes beschützen müssen.

Verfallen war auch die ganze Stadt An-dju, die in dem letzten Kriege fast zerstört worden war. In den vier Jahren, die seitdem verflossen, hatte der wilde Wein und der Epheu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überall über die Trümmer seine Ranken gesponnen, als ob Jahrzehnte darüber hingegangen wären.

Von And-ju ging unser Marsch wieder nach Ping-yang, und von da wendeten wir uns ostwärts. Unser Ziel war Tang-kogä, das wir schon auf der ersten Reise als nördlichsten Punkt besucht hatten. Diese Durchquerung des verworrenen Gebirgslandes führte uns in eine der schönsten Gegenden Koreas. Wir überschritten auf diesem Wege vierzehn grössere Bergketten und ein basaltisches Hochplateau, ehe wir Tang-kogä nach vierzehntägigem Marsche erreichten.

Ende Juni langten wir wieder in Tshemulpó an. Wir hatten nun zwei Expeditionen von je 6—7 Wochen hinter uns und hatten dabei mit allen Nebentouren nahezu 2500 km zurückgelegt. Wir haben das Land von Süden nach Norden, von Osten nach Westen durchzogen, eine ganze Anzahl grösserer und kleinerer Gebirgszüge überschritten und die meisten bedeutenden Flüsse mitunter auf recht beträchtliche Strecken verfolgt.

Fassen wir nun die Ergebnisse der beiden Expeditionen zusammen. Die klimatischen Verhältnisse habe ich Ihnen schon zu Anfang geschildert. Auch den landschaftlichen Charakter habe ich gelegentlich mit den Marschrouten geschildert. Aber weniger hervorgehoben habe ich Ihnen den auffallenden Gegensatz im Landschaftsbilde der südlichen und der nördlichen Gegenden. Je mehr Sie von Süden nach Norden wandern, desto reicher und dichter wird der Baumbestand, und an Stelle der bisher vorherrschenden Kiefer treten jetzt Laubhölzer. Eichen mit grossen Blättern, Eschen, Linden, Ulmen und vor allen der Ahorn in seinen mannigfachsten Arten und Unterarten. Es giebt wohl, ähnlich wie in Japan, einige 20 verschiedene Ahornspezies, deren Blätter sich im Herbst blutrot färben und der fallenden Jahreszeit — dem *fall*, wie die Amerikaner so sinnig den Herbst nennen — ein unendlich viel farbenprächtigeres Gewand verleihen, als er es bei uns hat.

Auch der Anbau des Landes ist im Norden ein andrer. Der Reis nimmt nicht mehr die ausschliessliche Herrschaft ein; Riesenhirse, Gerste und Weizen treten an seine Stelle. Mit Vorliebe suchen die Ackerbauer dazu die dem Süden zugewendeten Berghänge aus. Die Eichen- und Eschenwaldung wird planmässig niedergebrannt, um den Boden damit zu düngen. Im ersten Jahre genügen die Aeste, und im zweiten folgen die Stämme. Länger hält die Düngung auch nicht vor, dann hat der Regen die leichte Holzasche weggeschlämmt, und von neuem beginnt das Verwüstungswerk an andrer Stelle. Oft sahen wir abends von unserm Zeltlager aus an 5—6 verschiedenen Stellen die feurige Lohe zum Himmel aufwirbeln, und sogar einmal mussten wir mitten durch ein solches brennendes Feld mit unsrer ganzen Karawane hindurch.

Niemand gebietet dieser sinnlosen Verwüstung Einhalt. Die Gesetze des Landes freilich verbieten sie, aber wer hat in Korea die Macht, eine solche Bestimmung, die einen ganzen Stand der nomadisierenden Bauern vernichten würde, einen Stand, der sich im Laufe der jahrhundertelangen Ohnmacht der Regierung gebildet hat, — ich sage, wer hat die Macht, das Verbot durchzuführen?

Nur die Kiefer wird als Bauholz geschont. Aber keiner denkt daran, den geschlagenen Baum durch Nachpflanzung zu ersetzen, und so wird binnen wenigen Jahrzehnten das Land im Norden ebenso entwaldet sein, wie es heute der Süden ist.

Der Grund für die Verschiedenheit des Landschaftsbildes im Norden und Süden liegt übrigens nicht allein im Klima. Denn die Winterkälte, so fühlbar sie auch für den Menschen ist, beeinflusst die Pflanzenwelt nicht so sehr. Ein viel wesentlicherer Grund scheint mir in der Bodenbildung zu liegen, in den Gesteinen, die im Norden, und denen, die im Süden vorwalten. Er bedingt in den Gneis- und Granitgebieten des Südens die vielen sandigen Hügelketten, die pflanzenlosen, sterilen Gehänge von Gneis oder Granitgrus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Zurücktreten im Norden so angenehm wohlthuend auf das Auge wirkt. Und damit kommen wir zu dem Gebirgsbau des Landes.

Es ist nicht leicht, den Wirrwarr der vielen Bergkuppen zu enträtseln und Klarheit in die Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen zu bringen, deren Anordnung zu Höhenzügen und zu grösseren Bergketten vielfachen Wechselfällen zu gehorchen scheint. Ein Umstand, der in erster Linie zu berücksichtigen ist, ist die äusserst verzweigte und vollendete Thalbildung. Die ungeheuren Regenmengen, die in den Monsungebieten niedergehen, verursachen eine so gewaltige Erosionsthätigkeit, dass der Kampf um die Wasserscheide in den meisten Fällen schon so weit fortgeschritten ist, dass diese Scheiden scharfe Grate sind. Die Berge haben einen ganz anderen Charakter als bei uns, sie sind fast ausschliesslich Kammgebirge. Nur ausnahmsweise findet man Hochplateaus, und wo dies der Fall ist, da sind es auch besondere Ursachen, da sind es jungvulkanische Durchbrüche, meist Basalt, der dann deckenförmig auftritt. Steile Gehänge, mit 40—45° Neigung, spitze Bergkuppen, zickzackförmig verlaufende Gebirgskämme sind die Folge dieser gewaltigen Erosion.

So lässt sich der äussere Gebirgsbau nur in grossen Zügen erkennen. Die Haupterhebungen liegen im Norden und im Osten. Als Glied des mandschurischen Gebirgsnetzes zieht sich eine grosse Kette längs der Ostküste nach Süden; aber nur bis etwa zum 37. Breitengrade begleitet sie die Küste. Von da wendet sie sich nach Süd-West dem Landesinnern zu. Das ist das Rückgrat Koreas, von dem sich mehrere Glieder in der Richtung Nord-Ost—Süd-West abzweigen.

Als die höchste Erhebung gilt der Hien-Fung im Norden der Provinz Ham-Kiöng-Do mit 2500 m Meereshöhe. Der nächst hohe Berg ist der Tao-Kwang mit 1940 m.

Im allgemeinen ist die Höhe der Gebirgszüge im Norden nicht über 12—1500 m, während die Bergketten nahe der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westküste mit ihren höchsten Spitzen 6—700 m nicht überschreiten.

In der Anordnung der Höhen zu zusammenhängenden Ketten haben wir deutlich zwei verschiedene Grundlinien auseinander zu halten. Eine von Nord-Ost nach Süd-West laufende, und eine andre, die von Nord-Nord-Osten nach Süd-Süd-Osten streicht. Wenn wir die östliche Küstenlinie verfolgen, so bemerken wir, dass der Bucht von Wönsan fast genau ein grosser Knick in der Gebirgsachse entspricht, die hier einen stumpfen, der Küste zu geöffneten Winkel bildet.

Die Gestaltung der Küstenlinien ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von dem Laufe der Gebirgslinien. Da, wo beide parallel sind, wird die Küste weniger gegliedert, buchten- und inselärmer sein. Den steilen Festlandsrändern entsprechen grosse Meerestiefen, aus denen nur vereinzelt und besondern Ursachen folgend hier und da Inseln hervorragen.

Wo die Gebirge quer auf die Küste stossen, ist diese zerstückelt, und noch auf weite Entfernungen lassen sich die Gebirge verfolgen, wo sie teils als schmale Landzungen vordringen, teils als Inseln über dem Meeresspiegel hervorragen, oder als verborgene Klippen und Felsen in der Tiefe lauern. Nur an wenigen Stellen erreicht das Gelbe Meer Tiefen von 100 m, während der Boden des Japanischen Meeres im Mittel 1100 m tief liegt und sich stellenweise bis auf 3000 m senkt. Hier haben wir eine einfache Längsküste, dort eine vollendete Transversalküste, fast noch zarter gegliedert, als die des südlichen Chinas.

Kehren wir zu dem Bau des Landes zurück. Die Richtungen der Gebirgsachsen sehen wir wieder im Streichen der Gebirgsschichten, das im grossen und ganzen damit zusammenfällt. Wie unter den beiden Gebirgsrichtungen die von Nord-Ost nach Süd-West streichende die häufigere ist, so ist auch diese Richtung als Streichlinie der Schichten die vorherrschende. Es ist im wesentlichen dieselbe Richtung, die wir in grossen Zügen in der ostasiatischen Küstenlinie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt, in der Anordnung der vorgelagerten Tafelgruppen wahrnehmen, und die auch in Liaotung und Shantung, wo beide Richtungen in den Grundlinien des Landes wiederkehren, die grössere Rolle spielt.

Der Zweiteilung im äussern Gebirgsbau und in der Streichrichtung der Gesteinsschichten entspricht auch der innere Aufbau. Gesteine der Urgneis- und Glimmerschieferformation sind es, die uns im Süden in der Streichrichtung Ost-Nord-Ost—West-Süd-West entgegentreten, während im Norden Dolomite, Kalksteine, Thon- und Phyllitschiefer sowie Kieselschiefer vorherrschen und häufig der Lagerung West-Nord-West bis Ost-Süd-Ost folgen.

Aber das Auftreten der einen oder der anderen dieser Formationen ist nicht mit jener, ans Gesetzmässige streifenden Regelmässigkeit an die eine bestimmte Faltungsrichtung geknüpft, wie das z. B. in Shantung der Fall ist. Vielmehr herrschen hier manche Ausnahmen und verworrene Verhältnisse, die nicht so leicht zu erklären sind. Ich will Sie nicht mit diesen wissenschaftlichen Problemen aufhalten, nur so viel will ich erwähnen, es ist möglich, dass sich ein Teil dieser Dolomite, Thonschiefer u. s. w. als zu einer andern Formation der kambrischen oder sinischen gehörig erweist, und dass die Bedeutung dieser Formation für Korea doch noch als viel grösser erweist, als man bisher angenommen hat. Als die ungefähre Grenze dieser beiden Formationen würde dann etwa eine Linie sein, die im Norden von Pyng-yang nach Süd-Ost über Su-an und Nang-tshön läuft.

Jüngere Formationen treten dagegen in Korea sehr zurück. Ein grösseres Gebiet karbonischer Schichten ohne bauwürdige Kohlenflötze findet sich im Norden von Fusan. Kretazäische Gebilde treten nur inselförmig an der Ostküste auf und endlich wären noch tertiäre Ablagerungen zu erwähnen, die an mehreren Stellen Kohlen führen, teils mit dem Aussehen der Schwarzkohle wie bei Ping-yang, teils auch als typische Braunkohle wie im Norden von Wönsan und bei Ham-höng.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zahlreich sind die Durchbrüche vulkanischer Gesteine. Von den älteren tritt namentlich der Granit als gebirgsbildend auf. Ein grösseres zusammenhängendes Areal findet sich namentlich am oberen Adju-Fluss. Viele, vielleicht die meisten der hohen Bergkuppen bestehen aus Granit, namentlich da, wo diese als isolierte Kuppen über ihre Umgebung hervorragen. Einige der von Gottsche aus diesem Grunde als Granit angesprochene Kuppen erwiesen sich indessen bei näherer Betrachtung als Dolomitklippen. — Basalte sind namentlich in Mittelkorea sehr verbreitet. Sie treten deckenartig auf und bilden westlich von Tang-kogä bis Su-an Hochfelder.

Eine sehr grosse Bedeutung haben die rezenten Bildungen, vor allem wegen ihrer Beziehung zu dem Vorkommen von Gold.

Fast alle Thalschotter in Korea führen Gold. Die Mächtigkeit der Schotter in den Gebirgsthälern ist in der Regel nicht viel über 5—6 m. Nur vor stauenden Durchbrüchen in eingeschlossenen Thalkesseln wird sie stärker und erreicht z. B. in Tang-kogä stellenweise über 20 m.

Sehr oft haben die Schottermassen eine nachträgliche Schichtung und Sonderung nach der Schwere erfahren. Das Profil ist dann nicht immer das gleiche, aber es lässt doch eine gewisse Gesetzmässigkeit erkennen: Meist zu unterst liegt der goldhaltige Kies, 30 bis 50 cm mächtig; ein graubrauner Schotter von stark gerundeten Geröllestückchen, die selten die Grösse einer Wallnuss überschreiten. Darüber liegt eine Thonschicht von $^1/_2$ bis 1 m Stärke. Der Thon ist sehr verschieden und läuft vom fettesten Töpferthon alle Phasen durch bis zu einer sandigen rauhen Masse, die mit dem Thon fast nur noch die graublaue Farbe gemein hat. Häufig enthält der Thon in der oberen Zone organische Reste bis zu ausgesprochenen Lignitschmitzen, oder es ist ein Zwischenglied von Torferde eingeschaltet, darüber folgt grobes Gerölle mit Lehm, das nach oben zu allmählich feiner wird und schliesslich von Deckmergel und Humus überlagert ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wesentlich ist also das Auftreten eines bestimmten goldhaltigen Kieslagers, dessen Ausbildung meist durch das Vorhandensein einer Thonbank angedeutet ist. Die tiefe Lage des Thones und seine Ueberlagerung durch Gerölle lässt stets auf eine Ruhepause der Korrosionsthätigkeit an jener bestimmten Stelle schliessen, hervorgerufen durch eine Aenderung des Wasserlaufs, aus dem die ganzen Massen abgesetzt sind. Wie die zerstörende Kraft des fliessenden Wassers niemals stille steht, so schreitet auch die aufbauende Thätigkeit der Flüsse unaufhaltsam vorwärts. Niemals ist ein natürlicher Wasserlauf eine schnurgrade Linie. Hindernisse aller Art werden ihn stets zwingen Krümmungen zu machen. Der Stoss ist dann stets gegen das hohle Ufer gerichtet. Hier spült er ab und baut dort an. Die Windung wird immer stärker, und immer mehr wühlt sich der Fluss ein, bis der trennende Damm zwischen zwei Krümmungen zernagt ist, und die Wogen den kürzeren Weg nehmen, und dann denselben Vorgang an andrer Stelle wiederholen. Dieses allmähliche Werk kann gewaltig zur plötzlichen Umwälzung werden, durch eine gelegentliche Hochflut, wie sie in Ländern mit ausgesprochener Teilung des Klimas in eine trockne und eine Regenzeit keine Seltenheit ist. Die Fluten des Hoang-ho in China haben in geschichtlicher Zeit ihrem Wege mehr als einmal gewaltsam eine andere Richtung gegeben und plötzliche Aenderungen im Flusslaufe vorgenommen, wie sie in Europa beispielslos sind. Niemals gehen in unserem Klima Regenmengen von solcher Stärke und Dauer nieder wie in Ostasien. Darin finden wir auch den Schlüssel zu so vielen Umwälzungen, die die Schotterablagerungen durchgemacht haben und die besonders da vorkommen, wo die Hand des Menschen die schon zur Ruhe gelangten Massen durchwühlt und bewegt hat. Dann greifen die sommerlichen Regenmengen hier nochmals umändernd ein. Sie suchen die geschaffenen Unebenheiten des Bodens auszugleichen und — es finden Neubildungen statt. Jeder solcher Vorgang ist eine Art mechanischer Aufbereitung. Die schweren Gold-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

partikelchen werden zusammengeschwemmt, und es bildet sich ein neues goldhaltiges Kieslager. Das ist z. B. in Tang-kogä der Fall, wo stellenweise mehrere Kieslager nesterförmig in den Schottern eingelagert sind.

Die Koreaner gewinnen das Gold daraus auf die primitivste Weise. Sie graben grosse Löcher bis auf die goldführende Kiesbank, tragen das Haufwerk in pantoffelförmigen Körben auf dem Rücken zum nahen Bach und waschen das Gold in hölzernen Pfannen aus.

Auch primäre Goldlagerstätten sind in Korea bekannt und werden von Koreanern ausgebeutet, und zwar auf ebenso primitive Weise. Das Haufwerk wird mit dem Hammer zerschlagen, dann mit einer granitenen Walze auf steinerner Unterlage zermalmt, gesiebt und dann ebenfalls gewaschen, natürlich unter grossem Verlust.

Wie alt die Goldwäscherei in Korea ist, ist schwer zu sagen. Sie war noch vor 50 Jahren bei Todesstrafe verboten. Als Grund für dieses Verbot geben die einen an, man habe die Aufmerksamkeit und die Begehrlichkeit der Nachbarvölker dadurch nicht noch mehr erregen wollen. Die andern sagen, die Furcht vor dem Zuzuge wilder, unbotmässiger Horden aus dem Norden sei der Grund gewesen. Beides kann richtig sein. Wir wissen ja, wie Korea von jeher der Zankapfel seiner Nachbarn gewesen war, und andrerseits sind die Goldwäscher noch heute ein gefährliches Volk, bei dem von der Friedfertigkeit der übrigen Koreaner nicht viel zu spüren ist. Später ist dieses Verbot, wie so vieles andre auch in Korea, eingeschlafen, schliesslich hat sich die Regierung damit befreundet, und der geldgierige König freut sich, dass er eine Taxe dafür erheben kann.

Bestimmte Angaben über die Höhe der Goldproduktion in Korea liegen nicht vor. Die Zollbehörden der drei Vertragshäfen veröffentlichen allerdings die Ausfuhrlisten. Danach sind 1897 etwa drei Millionen Mark Gold ausgeführt worden. Man kann annehmen, dass alles Gold ausgeführt wird, denn die Koreaner thesaurieren nicht wie

die Indier und kennen auch keine goldenen Schmuckgegenstände. Aber wieviel Gold gar nicht deklariert wird, namentlich die grossen Mengen, die ungesehen über die chinesische Grenze wandern, entzieht sich unsrer Kenntnis. Ich glaube, man kann die gesamte Goldproduktion Koreas getrost auf 10 bis 12 Millionen Mark annehmen. Das ist, verglichen mit anderen Goldländern, nicht sehr viel, immerhin aber doch der Beweis des Vorhandenseins von Naturschätzen, deren Hebung bei rationeller Bewirtschaftung ein recht lohnendes Geschäft abgeben kann.

So hat es denn auch seit der Eröffnung des Landes für den europäischen Handel nicht an Bestrebungen gefehlt, Bergwerks-Konzessionen in Korea zu erlangen.

Aber jahrelang blieben die Koreaner hartnäckig. Endlich kam der Stein ins Rollen. Ein amerikanischer Missionsarzt hatte einst den König erfolgreich behandelt. Der Arzt wurde später amerikanischer Konsul und setzte beim Könige die Erteilung einer Bergwerks-Konzession an Amerikaner durch.

Auf Grund der Meistbegünstigungsklausel musste dann Korea der deutschen Firma das gleiche Recht gewähren. Ebenso kamen später Franzosen, Engländer und Russen, aber greifbare Bedeutung haben bisher nur das amerikanische und das deutsche Unternehmen erlangt.

Wir hatten beschlossen, als wir von der Süd-Expedition zurückkamen, als unser auszuwählendes Distriktsfeld die Umgegend von Tang-kogä zu nehmen. Kaum war dieses der Regierung bekannt gegeben, als sich ein Sturm der Entrüstung erhob, wie wir gerade Tang-kogä, den anerkannt reichsten Distrikt, beanspruchen könnten. Man veranlasste den König zu einer Erklärung, dass Tang-kogä und mehrere andere Orte (Orte, die wir alle besucht hatten) dem Königl. Haushalts-Departements unterstellt seien und daher nicht an Fremde abgetreten werden könnten. Die Sache ging ja damals durch alle Zeitungen. Die koreanische Regierung suchte mit echt asiatischer Perfidie ein Hinterthürchen nach dem andern und drehte sich und wandte sich, um die erworbenen

Rechte nicht anerkennen zu müssen. Aber der deutsche Konsul liess sich auf nichts ein und verlangte die strikte Anerkennung des Rechtsanspruches. Scharfe diplomatische Notenwechsel und die Vorstellung fremder Ratgeber brachten die Regierung endlich zur Vernunft und zur Anerkennung unsrer Wahl von Tang-kogä. Einer der Ratgeber stellte dabei dem Könige vor, man solle nicht mit Deutschland spassen, das könnte teuer zu stehen kommen und wies dabei auf die Besetzung von Kiautschou hin.

Nach der Regenzeit brach ich dann zum dritten Male nach Tang-kogä auf, um dort die ersten Untersuchungen und Vorarbeiten vorzunehmen. Mit der Anerkennung unserer Rechte durch die Regierung war die Sache nicht abgethan. Es war noch mit der Bevölkerung selbst abzurechnen, und somit blieb der schwierigere Teil meiner Aufgabe noch zu erfüllen.

Feindselig, wie nicht anders zu erwarten war, wurden wir in Tang-kogä empfangen. Macht hatte ich nicht in den Händen, um einer tausendköpfigen, aufgeregten Bevölkerung entgegenzutreten. Wir waren nur drei Europäer, anfangs gar nur zwei. So kümmerte ich mich anscheinend anfangs gar nicht um die Arbeiten der Goldwäscher und schlug mein Lager auf einer kleinen Passhöhe unmittelbar vor dem Orte auf, wo wir uns zur Not am besten verteidigen konnten. Aber so weit kam es noch nicht. Nur was wir im Orte selbst haben wollten, Trinkwasser, mussten wir uns mit dem Revolver in der Hand erzwingen.

Das Verhältnis zu den alten koreanischen Unternehmern musste geregelt werden. Der deutsche Konsul und ein höherer koreanischer Beamter und der Chef der deutschen Firma kamen hinauf, und nach tagelangen Unterhandlungen fanden wir dann einen passenden Modus. An Stelle der von den Koreanern für das Aufgeben ihrer Rechte beanspruchten Entschädigung billigten wir ihnen zu, noch ein Jahr lang in der bisherigen Weise zu arbeiten und dafür die Steuern, anstatt an die Regierung, an uns abzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen. Solche Steuern sind nun aber in Korea Kopfsteuern. Was war natürlicher, als dass die Koreaner versuchten, einmal möglichst viel Gold in dem einen Jahre herauszuschaffen und sodann Kulis durchzuschmuggeln, ohne Steuer dafür zu zahlen.

Die unrechtmässigen Betriebe der Koreaner nahmen schliesslich einen solchen Umfang an, wurden so frech und öffentlich betrieben, dass ein stillschweigendes Zusehen die bedenklichsten Folgen hätte haben können. Dabei war es aber ganz unmöglich, jemand zu fassen. Die Unternehmer gaben sich immer den Anschein, als hätten sie selbst darunter zu leiden, und thaten wie unschuldige Lämmer. In Wahrheit waren sie aber die Schürer und Aufwiegler.

Da blieb nichts übrig, als mit äusserster Strenge vorzugehen.

Das Verhältnis wurde immer gespannter. Keine Woche verging, ohne dass nicht eine Verschwörung entdeckt wurde. Einen offenen Angriff wagte niemand, obwohl wir nur drei Europäer waren. Aber Fallstricken, Fallgruben und ähnlichen heimtückischen Anschlägen begegneten wir Tag für Tag. Wie oft man mir das Todesurteil gesprochen, weiss ich nicht. Eines Tages kam es zum Klappen. Es war kurz vor Weihnachten 1898. Ein aufgehetzter Goldwäscher, der sich den nötigen Mut angetrunken hatte, begann unversehens den Angriff mit Steinwürfen. Trotzdem hunderte von Goldwäschern dem zusahen, war der Mann von meinen Leuten bald überwältigt und gebunden und ins Gefängnis geworfen.

Kaum hatten wir den Rücken gekehrt, als man daran ging, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Ich eilte sofort wieder in Begleitung einer meiner Herren zum Thatort, um den Rädelsführer zu fassen, der mir aber entschlüpfte.

Plötzlich höre ich ein Surren und Brausen in der Luft — ein Hagel von Steinen fällt um uns nieder, und es beginnt ein regelrechter Angriff von drei Seiten. An eine Felswand gelehnt, erwidern wir den Angriff mit Revolver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schüssen, fest entschlossen, unser Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Aber es heisst sparen mit der Munition und jeden Schuss besonnen anzubringen. Die Angreifer, hinter Häusern geschützt, halten Stand. Wir konnten uns der Uebermacht gegenüber unmöglich halten, und unsere Leute hatten alle Reissaus genommen. Noch fünf Minuten und wir wären nach allen Regeln der Kunst gesteinigt. Da kam im rechten Augenblick, von unsern fliehenden Kulis gerufen, mein Assistent an. „Osso, osso," „schnell, schnell," hatten ihm die fliehenden Koreaner zugerufen, rissen aber selber aus.

So kam er gerade um die Ecke, als ich noch einen einzigen Schuss hatte. Ich sah ihn Gewehr an die Backe legen: Paff, paff, paff ging's mit dem Karabiner, und nach dem dritten Schuss wendete sich alles zu wilder Flucht.

Jetzt waren wir Herren der Situation. Aber was nun. Der Kampfplatz musste gesäubert werden. Ich taxierte schnell neun Häuser ab, die Schlupfwinkel der Angreifer, und befahl, diese binnen einer Stunde zu räumen. Nicht alle Hauseigner hielten das für ernst. Als aber nach einer Stunde die Strohdächer brannten und die Flammen zum Himmel aufschlugen, begriffen sie. —

Es folgten ungemütliche Weihnachtstage. Niemand wusste, was kommen sollte. Allerhand Gerüchte schwirrten umher. Die Rädelsführer planten Rache und warben die Tigerjäger der Umgegend gegen uns an. Nach Wochen erhielt ich auf meine Vorstellungen koreanische Soldaten. Der Gouverneur der Provinz wird angewiesen, sämtliche Gewehre aus der Bevölkerung einzuziehen. Als ich trotz alledem noch Leute mit Gewehren sehe, werde ich beim Gouverneur vorstellig, und was erhalte ich für Anwort? Er habe alle Gewehre eingezogen, nur nicht im Bezirke von Tang-kogä, dort habe er nichts zu befehlen, der Platz sei deutsch. Echt asiatisch!

Damit war uns aber alles Recht in die Hände gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gut, liess ich ihm sagen, wenn der Platz deutsch ist, so bin ich eben Gouverneur und werde danach handeln.

Vier Wochen nach jenem Aufstande konnte ich bereits den ganzen koreanischen Betrieb einstellen, der nun nicht ein Jahr, sondern nur vier Monate gedauert hatte.

Es folgten Zeiten der Ruhe und der gedeihlichen Entwickelung.

Mit Hilfe meiner Soldaten und Polizisten gelingt es mir nicht nur allmählich alle unbotmässigen Elemente zu entfernen, sondern auch mit der Unsitte der Waldbrände aufzuräumen.

Schon im Frühjahr war eine Wegeverbindung mit der grossen Landstrasse Seoul-Wönsan hergestellt. Im Juni wurde uns noch eine Ueberraschung zu Teil. Seine Königliche Hoheit der Prinz Heinrich von Preussen hatte von dem neuen deutschen Unternehmen gehört und beschlossen, Tang-kogä zu besuchen. — Und wenn dieser hohe Besuch auch nur einen Tag gedauert hatte, so war er doch für uns, die wir das Unternehmen in die Wege geleitet, eine ehrende Anerkennung und mir selbst, der ich zugleich mit dem Prinzen Korea verliess und an Bord S. M. S. „Deutschland" mit nach unserer neuer Erwerbung Tsingtau fuhr, ein unvergesslicher Abschluss meiner Thätigkeit in diesem Lande.

Für das Unternehmen selbst brachte er noch den praktischen Vorteil, dass die Regierung sich veranlasst sah, den ganzen Weg von der Hauptstadt in Stand zu setzen und auf eigene Kosten eine Telephon-Verbindung zwischen Seoul und Tang-kogä zu bauen.

Jetzt ist das Unternehmen in die Hände der Berliner Diskonto-Gesellschaft übergegangen, und nach und nach wird es in vollen Betrieb kommen und einen weiteren Stützpunkt des deutschen Unternehmungsgeistes und des deutschen Handels nach Ostasien werden.

Vor meiner Abreise hatte ich übrigens Gelegenheit, eine Audienz beim Kaiser von Korea zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich muss hier bemerken, dass, nachdem Korea durch den Vertrag von Shimonoseki seine volle Selbständigkeit bekommen, es nach asiatischen Begriffen eine notwendige Folge war, dass der König sich den Titel Kaiser beilegte. Die meisten Mächte haben dies auch anerkannt, nur Deutschland, so viel mir bekannt, noch nicht.

Was eine Audienz in Seoul besonders interessant und eigenartig macht, ist das Aufeinanderplatzen asiatischer und europäischer Etiquette. Alle Audienzen werden nach asiatischer Sitte in offenen Hallen abgehalten. Durch ein Labyrinth von äusseren und inneren Höfen, deren jeden ein hoher Thorbogen ziert, gelangt man in die Warteräume. Koreanische Offiziere in Uniform nach europäischem Schnitt, Palastbeamte in allerhand farbigen, kostbaren Gewändern aus Seidengaze schwirren hier durch einander. Von den Warteräumen kann man die Audienzhalle vollständig überblicken. Jeder vorbeigehende koreanische Beamte drückt sich scheu an den Wänden entlang und verfehlt nicht jedesmal sich vor lauter Ehrfurcht dreimal hintereinander tief bis auf die Erde zu verbeugen. Dazwischen die europäischen Vertreter und an jenem Tage die deutschen Seeoffiziere aus dem Gefolge S. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich in stolzer, selbstbewusst gerader Haltung bildeten einen merkwürdigen Kontrast.

In jenen Tagen wusste man überhaupt nicht, welche von den Etiquetten man den Europäern zumuten durfte und welche nicht. Die Vorschrift gebietet, dass jeder Fremde, der eine Audienz nachsucht, von dem Konsul oder Vertreter seines Landes vorgestellt wird. Aber der deutsche Konsul war an jenem Tage durch hohen Besuch verhindert. Abzuweisen wagte man mich nicht, wohl zum Teil mit Rücksicht auf die prunkende Staatsuniform, die ich mir eigens zu diesem Zwecke hatte kommen lassen.

So sah man von dieser Vorschrift ab und nach langem Unterhandeln führte mich der erste Dolmetsch vor das Antlitz des noch vor wenigen Jahren für jedermann unsichtbaren Herrschers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kaiser ist ein kleiner, wohlbeleibter und freundlich blickender Herr, der jede der drei vorgeschriebenen Verbeugungen mit einem freundlichen Kopfnicken erwiederte. Er hatte den gelbseidenen Anzug, den er kurz vorher bei der Audienz des Prinzen Heinrich angehabt, mit der allgemein üblichen koreanischen weissen Tracht vertauscht. Die Unterhaltung drehte sich nur um die fadesten Förmlichkeiten, wie mir Korea gefalle, es sei doch sicher für uns Europäer höchst unkomfortabel im Lande zu reisen und dergleichen mehr. Man beteuert, dass das Land wunderbar schön sei und dass einem die Art des Reisens äusserst gefallen habe, und wird dann in Gnaden entlassen.

Der arme Herr ist bedauernswert eingeschüchtert durch die vielfachen Anschläge, die auf seine Person gemacht sind. Besonders seitdem die Königin vor einigen Jahren auf schmachvolle Weise von den Japanern ermordet worden ist.

Er ist an sich intelligent und Reformen zugänglich. Aber unentschlossen und habsüchtig, ist er ein Spielball der Parteien, und nur darauf bedacht, möglichst viel Geld in seine Tasche zu bringen. Das Wohl und Wehe des Landes ist ihm gleichgiltig.

Zur Zeit, als vor zwei Jahren die Finanzen des Landes durch einen Russen verwaltet wurden, waren die Zustände weit besser als heute.

Aber die Schroffheit des russischen Vertreters führte zum gänzlichen Zurücktreten aller Russen vom koreanischen Schauplatz. Die einflussreiche Macht ist seitdem wieder Japan, das ja in allen Hafenstädten grosse Handelsniederlassungen und auch das Recht der Stationierung verschiedener Garnisonen hat.

Grossen Einfluss hat auch der amerikanische Vertreter. Amerikaner sind die einzigen, die ausser Deutschland noch eine Bergwerks-Konzession besitzen und ausbeuten, während England durch kein einziges Geschäft vertreten ist.

Wie sich die Zukunft Koreas gestalten wird, ist schwer zu sagen. Wünschenswert für uns und unsern Handel wäre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedenfalls ein Verharren des gegenwärtigen Zustandes, d. h. der vollen Selbständigkeit Koreas.

Aber ob dies der Fall sein wird, oder ob Korea nicht doch eines Tages unter die sogenannte Schutzherrschaft des einen oder des andern seiner Nachbarn fallen wird, das ist eine Frage, die zur Zeit niemand beantworten kann.

Das Interesse Russlands an Korea ist ein weltpolitisches, es ist das Verlangen nach der Herrschaft über die Koreastrasse und damit des ungestörten Zuganges zu seinen Häfen am Golfe von Petschili.

Japan dagegen verfolgt ein rein praktisches Handelsinteresse. Seit Jahrhunderten sieht es in Korea nicht nur das natürliche, nächstliegende Absatzgebiet für seine Erzeugnisse, sondern vor allem ein Land der Ansiedelung für den Ueberschuss seiner eignen, stark anwachsenden Bevölkerung.

Zur Zeit ist es nur die Eifersucht der Beiden, die den status quo vorläufig noch hält.

Russland giebt zwar neuerdings vor, es wolle nur die Integrität Koreas gewahrt wissen. Aber wir kennen ja die russische Politik, Russland hat Zeit, es wartet, bis ihm die reifen Früchte in den Schoss fallen.

Von den beiden Eventualitäten, ob einmal Russland oder Japan Korea schlucken werde, kann uns nur die erstere die angenehmere sein. Von den Japanern hätte kein Fremder etwas zu erwarten. Unter russischer Regierung würde der deutsche Handel unter gewissen Voraussetzungen wohl blühen können, und es würden wenigstens geordnete Zustände im Lande eintreten. Dafür aber, dass erworbene deutsche Rechte geachtet und unangetastet bleiben, dafür, glaube ich, müssen wir uns auf die auswärtige Politik der deutschen Reichsregierung verlassen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bemerkungen über die Schreibweise koreanischer Eigennamen.

Bei der Wiedergabe koreanischer Eigennamen ist vor allem der Grundsatz massgebend gewesen, sich der deutschen Aussprache der Vokale und Konsonanten anzufügen. Es muss fast merkwürdig berühren, dass dieser Grundsatz noch besonders hervorgehoben werden muss. Aber wenn man bedenkt, dass von den Deutschen in Ostasien und im ganzen Geschäftsverkehre meist die englische Schreibweise angewendet wird, so erscheint dies doch nicht so überflüssig.

Abgesehen davon, dass für einen in deutscher Sprache geschriebenen Aufsatz gar keine Veranlassung vorliegt, eine der deutschen Zunge völlig fremde Schreibweise anzunehmen, kommt noch besonders der Umstand in Betracht, dass die englische Schreibweise, infolge ihrer eigenen inneren Inkonsequenz, die denkbar ungeeignetste für die Wiedergabe fremder Laute durch europäische Schriftzeichen ist.

Uebrigens haben, wie von Richthofen besonders hervorhebt, englische Autoritäten, wie Wade u. a., in neuerer Zeit den Grundsatz aufgestellt, die Vokale bei der Wiedergabe des Chinesischen so zu schreiben, wie sie im Italienischen gesprochen werden. Man hätte besser gethan, sich ans Deutsche anzulehnen, weil die deutsche Sprache die der italienischen unbekannten Umlaute ä, ö, ü und die Dyphthonge kennt.

Für die vorliegende Arbeit gelten nach von Richthofenschen Vorgange folgende Regeln:

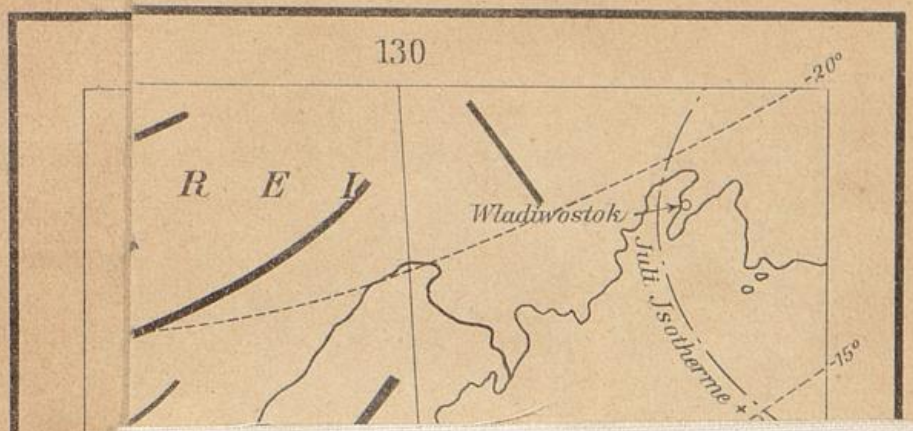
1. Alle Vokale, Umlaute und Dyphthongen sind wie im Deutschen auszusprechen,
2. y wie deutsches j,
3. j wie im Französischen,
4. sh wie im Englischen,
5. w wie im Englischen.

Zum leichteren Verständnis der fremd klingenden Namen ist die Trennung der Silben durch Striche in den meisten Fällen durchgeführt worden. Nur bei längst bekannten Ortsnamen wie Wönsan, Seoul, Tshemulpó ist dies unterblieben.

Der Laut „tsh" ist der deutschen Zunge gemäss mit dem „t"-Laute begonnen. Nur das „sch" ist in das kürzere „sh" umgewandelt worden, was auch die deutsche Zunge beim besten Willen nicht anders aussprechen kann, als „sch".

289

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.


-20°
R E I
Wladiwostok
Juli Isotherme
-15°

Druck der geographischen Verlagshandlung Dietrich Reimer/Ernst Vohsen, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

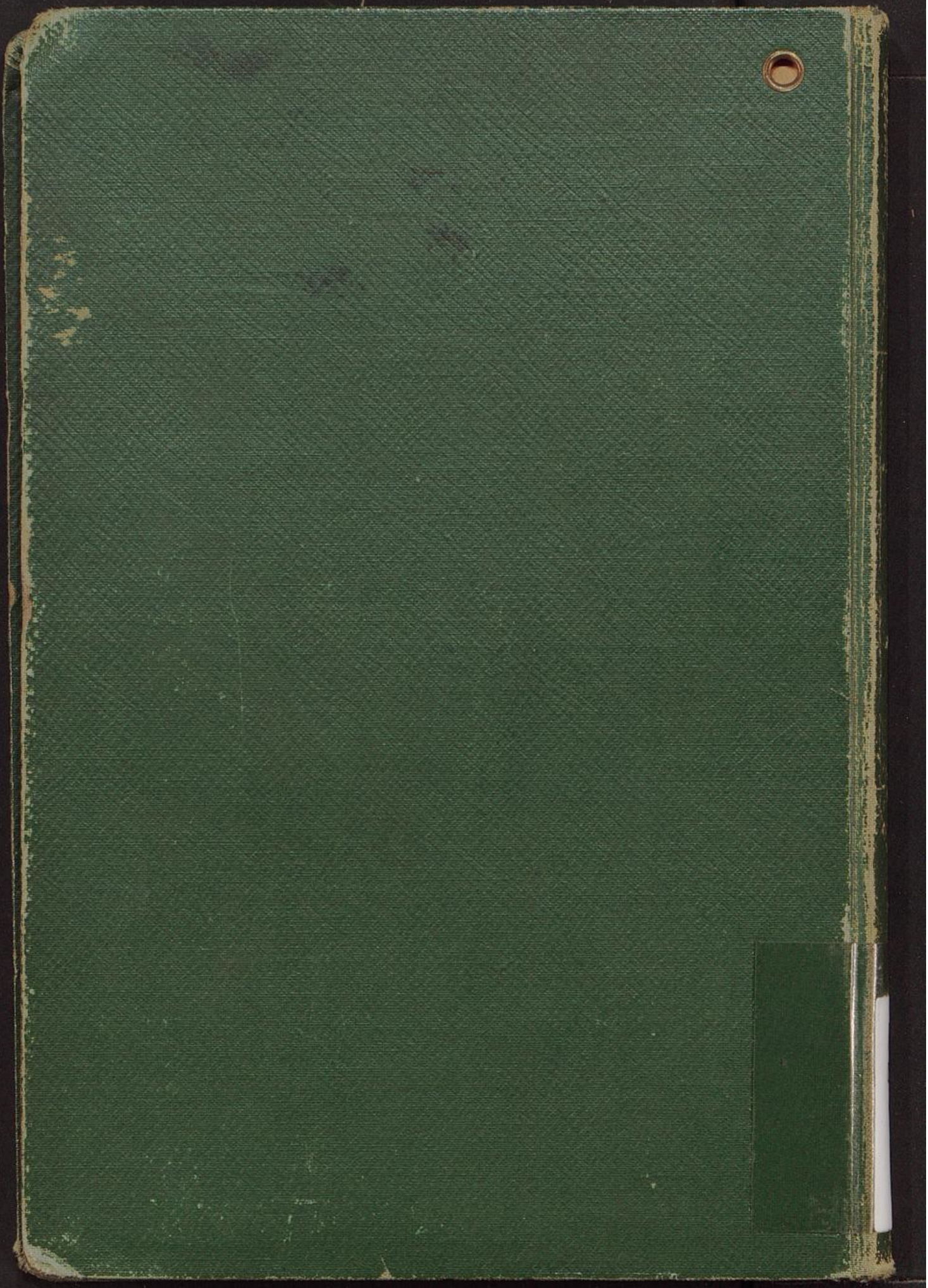
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

2 Ev 5

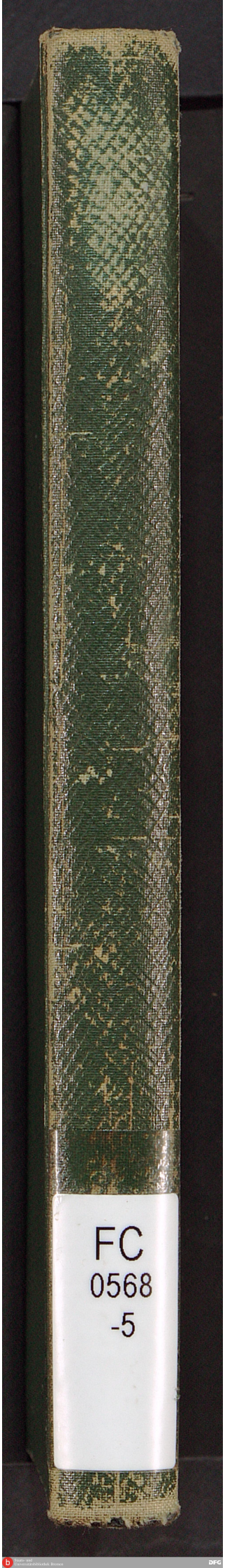
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Fr. Eckhardt
Schüsselkorb 14

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG


FC
0568
-5